Deutsche Bildung

Eine Sammlung von Volkshochschulbüchern

Goethe

Faust

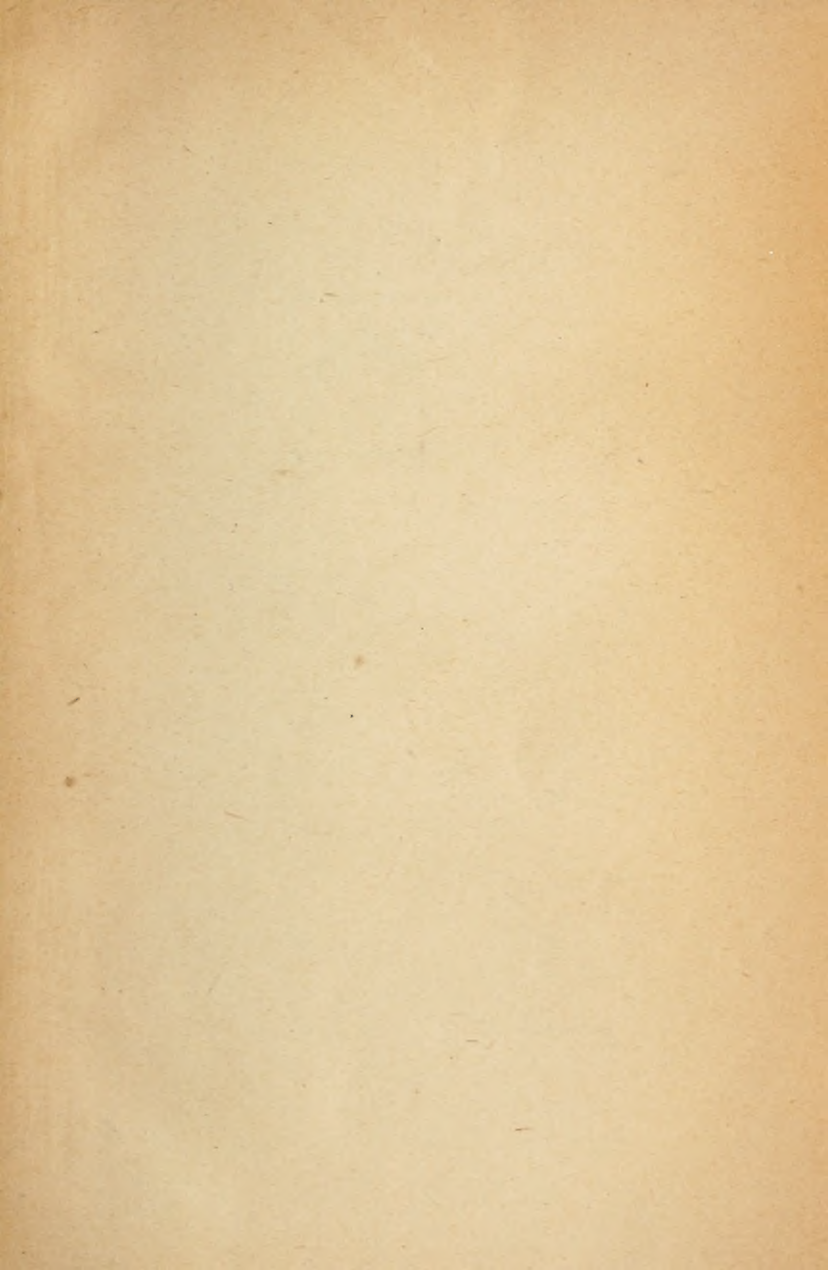
Einführung in sein Verständnis

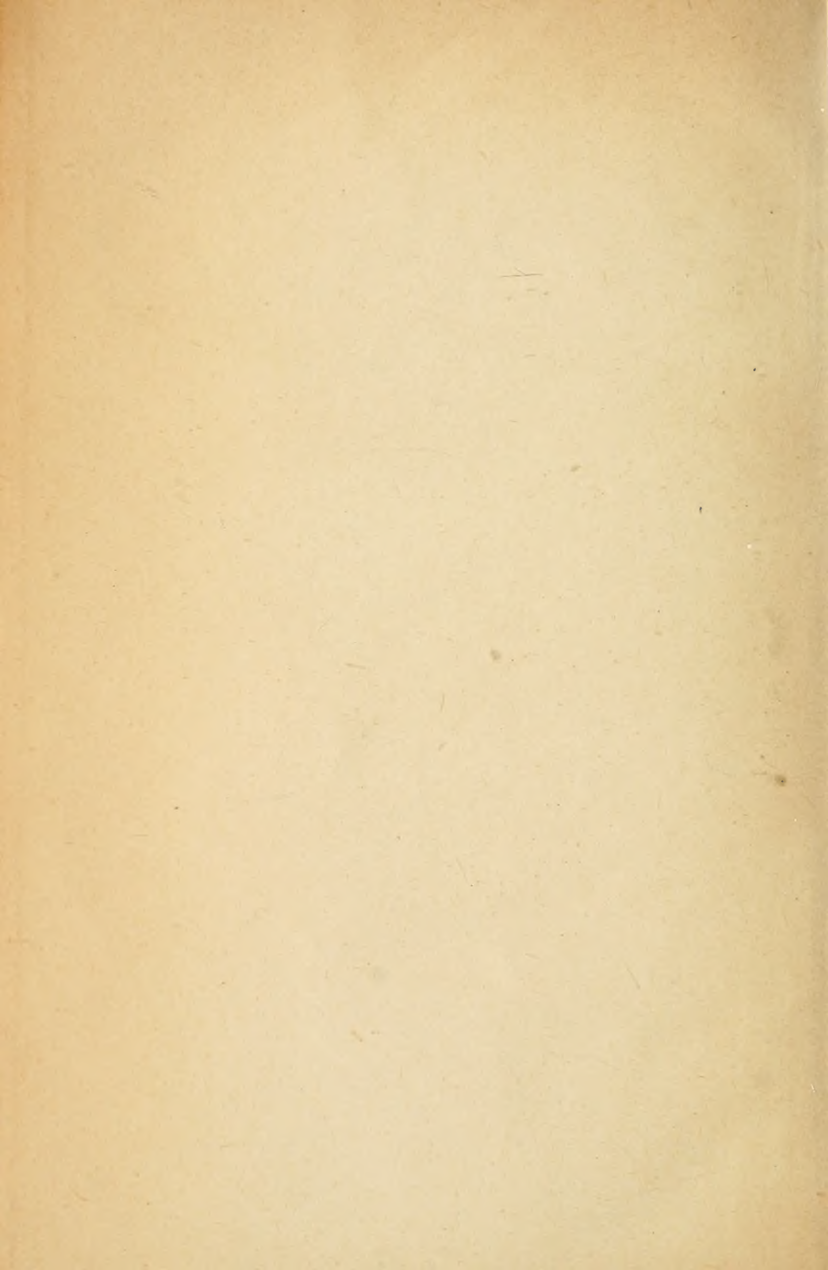
von

Dr. Karl Weidel

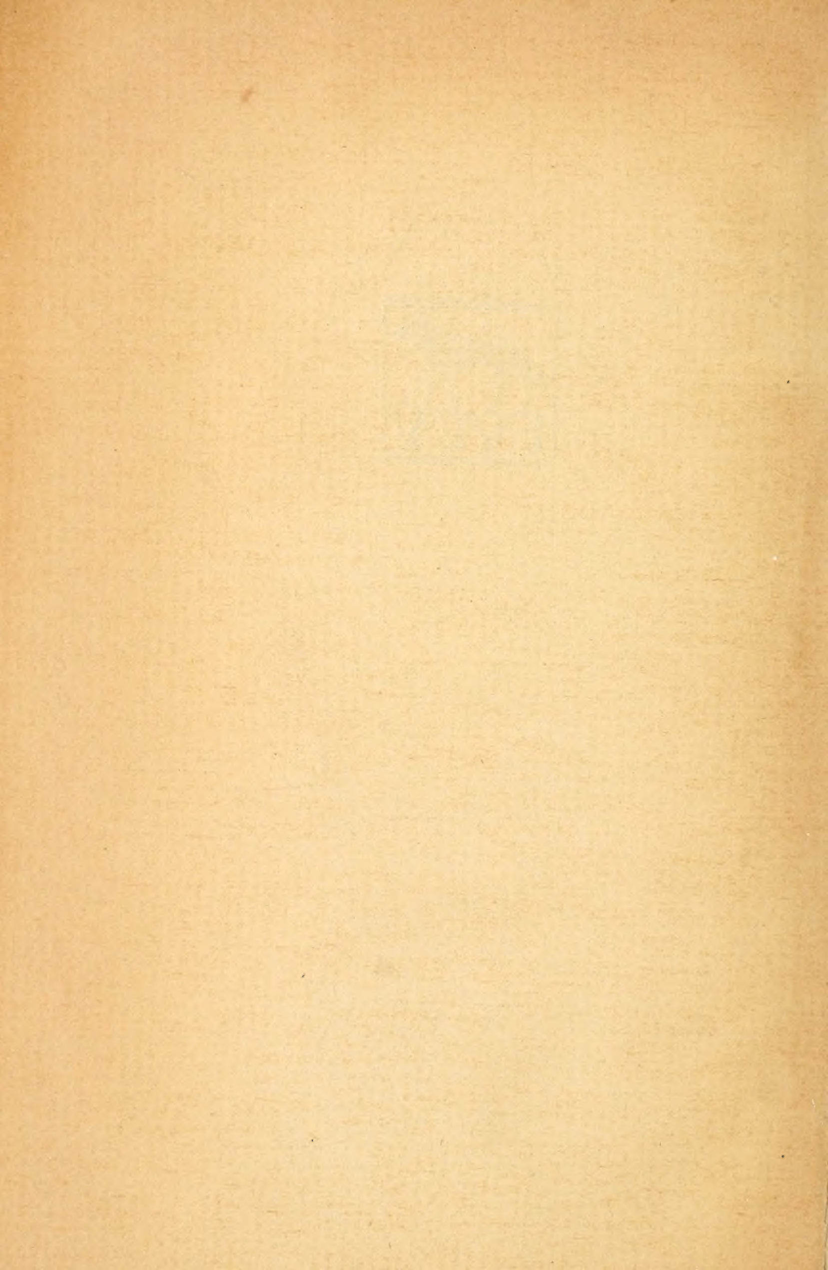
Fritz Wolf Verlag, Magdeburg








FWV



Deutsche Bildung

Eine Sammlung von Volkshochschulbüchern.

Herausgegeben von Dr. R. Kohlrausch.

Band I.

Die kräftige Volkshochschulbewegung, die Deutschland in seiner tiefsten Not erfaßt hat, wird unserem Bildungsleben eine besondere Weihe und Stärke verleihen. Die vorliegende Sammlung „Deutsche Bildung“ stellt sich in den Dienst dieser neuen Bewegung und ist bestrebt, der Größe und der Vielgestaltigkeit deutschen Wesens auch in der armen Gegenwart eine Stätte zu freier Wirkung zu sein.

Goethes Faust

Eine Einführung in sein Verständnis

von

Dr. Karl Weidel.



Fritz Wolf Verlag, Magdeburg.

Von diesem Werke wurde eine einmalige numerierte Luxus-Ausgabe in 200 Exemplaren auf holländisch Bütten gedruckt, in Halbleder gebunden, hergestellt.

Meiner Mutter

in Liebe und Dankbarkeit.



Vorwort.

Auf vielfachen, drängenden Wunsch erscheinen hier die acht Vorlesungen, die ich im Mai und Juni d. J. an der Magdeburger Volkshochschule vor mehr als 2000 Hörern gehalten habe, in Druck. Als Ziel schwebte mir der Gedanke vor, allen denen, die weder die nötige Zeit noch Vorbildung besitzen, um eines der großen, wissenschaftlichen Erklärungswerke des „Faust" durchzuarbeiten, eine erste Handreichung zu bieten, durch die sie in den Stand gesetzt werden könnten, sich wenigstens einigermaßen in dem Aufbau der Gesamtdichtung zurechtzufinden. Unendlich viele geben es ja auf, dies größte Werk unsres gesamten Schrifttums sich innerlich zu eigen zu machen, weil sie an irgendwelchen Einzelheiten hängen bleiben und nun verzagen, sich durch das Ganze je hindurchzufinden. Ihnen wünschte ich zu helfen, indem ich mich bemühte, unter Verzicht auf alles gelehrte Beiwerk und unter Beiseitelassung aller Einzelheiten, sozusagen das Baugerüst, den Grundriß und Aufriß des Gesamtwerks, den Entwicklungsgang der Handlung, den Sinn und die Bedeutung des Ganzen so gut herauszuschälen und darzustellen, als das bei der beschränkten, zur Verfügung stehenden Zeit möglich war. Eine besondere Erschwerung war dabei für mich die Verschiedenartigkeit in der Vorbildung meiner Hörer, die vom Lehrling bis zum Geheimrat alle Schichten der Bevölkerung umfaßten. Wie weit es mir gelungen ist, hier den richtigen Ton zu treffen, vermag ich nicht zu beurteilen, da von einer Aussprache bei der übergroßen Zahl der Hörer natürlich keine Rede sein konnte; mußten doch die Vorträge deswegen sogar in die Ulrichskirche verlegt werden, für deren Hergabe ich auch an dieser Stelle den Geistlichen und Gemeindekörperschaften von St. Ulrich herzlich zu danken nicht unterlassen möchte. Manches mag unklar und

unverstanden geblieben sein, und daher mag sich auch der dringende Wunsch nach Drucklegung der Vorträge erklären. Ich habe darum auch der Versuchung widerstanden, die frei gehaltenen und nachgeschriebenen Vorlesungen für den Druck umzuarbeiten und sie, worauf ich nur schweren Herzens verzichtet habe, zu erweitern. Denn sie sollen meinen Hörern das gesprochene Wort wieder ins Gedächtnis zurückrufen und ihnen die Möglichkeit geben, es noch einmal in aller Ruhe zu überlesen und zu überdenken. Vielleicht läßt sich später einmal an eine solche Erweiterung denken, die dann vor allem dem zweiten Teil zu gute kommen könnte, dessen Reichtum in zwei Vorlesungen nur sehr obenhin zu bewältigen war. Daß ich aber bei der knappen Zahl von acht Vorlesungen den ersten Teil mit größerer Ausführlichkeit behandelte, wird man wohl verstehen und billigen bei einem Versuch, der eine erste Einführung geben wollte. Der schönste Lohn wäre es für mich, wenn ich das erreicht hätte, daß meine Hörer und Leser sich mit Liebe und Ernst in Goethes Dichtung selber vertieften und allmählich auch in ihr tieferes Verständnis hineinwüchsen. Der Handreichungen dazu gibt es genug. Ich empfehle bei bescheideneren Mitteln: Goethes Faust, herausgegeben von Georg Witkowski. Leipzig, Max Hesse, 1906. Das Buch enthält im 1. Bande den Text des 1. und 2. Teils, dazu den „Urfaust" und alle Entwürfe und Skizzen; im 2. Bande werden die Faustsage und die Faustdichtung vor Goethe, die Entstehung von Goethes Faust, die Handlung, die Idee der Dichtung, die Form der Dichtung, die Charaktere und die Bühnengeschichte behandelt. Nach einem guten Literaturverzeichnis werden endlich in Einzelerläuterungen alle schwierigen Stellen erklärt. Wer etwas mehr anwenden will und sich die Dichtung bis in ihre Tiefen hinein zu eigen machen möchte, der greife zu dem schönen Werke von Ernst Trautmann: Goethes Faust. Nach Entstehung und Inhalt erklärt. 2 Bände. München, Oskar Beck. 2. Auflage 1919.

Karl Weidel.



1. Faustsage und Faustdichtungen.

Der Philosoph Schelling hat einmal gesagt, Goethes Faust ist „das eigentümlichste Gedicht der Deutschen", und er hat mit diesem kurzen Ausdruck die große Dichtung treffend gekennzeichnet. „Das eigentümlichste Gedicht der Deutschen", das ist in der Tat der „Faust". Es ist nämlich eine ganz merkwürdige Tatsache der Literaturgeschichte, daß in manchen Werken sich alles zusammenzufassen scheint, was ein Volk an Gedanken und Gefühlen, an Weltanschauung und an inneren Erlebnissen zu sagen hat. Solche Werke, in denen uns die ganze Summe des geistigen Lebens eines Volkes anschaulich entgegentritt, sind z. B. die Ilias und Odyssee des Homer, Dantes Göttliche Komödie, Shakespeares Hamlet, und das Gleiche gilt von Goethes „Faust". Der „Faust" ist in der Tat nicht nur ein Gesamtbekenntnis Goethes, sondern ein Gesamtbekenntnis des Deutschtums. Diese große Dichtung ist nicht nur ein Niederschlag von dem, was Goethe gedacht, gefühlt, erlebt und erlitten hat, sondern in ihr spricht sich zugleich das aus, was überhaupt uns Deutschen durch Herz und Sinn gegangen ist und noch geht, das, was

wir am tiefsten in und von der Welt empfunden und was wir uns und der Menschheit zu sagen haben. Eben darin liegt ja der geheimnisvolle Reiz des Werkes, daß unwillkürlich jeder Deutsche, der es zum ersten Male liest, das Gefühl hat: das ist Geist von deinem Geist, Blut von deinem Blut, hier lebt dein eigenstes, innerstes Leben; hier atmen wir in einer Welt, die uns innerlich vollständig vertraut ist.

Das kommt daher, daß der Faustſtoff in einer langen Geschichte mit unserem Volkstum verwachsen ist. Denn er hat nicht nur eine lange Geschichte im Leben Goethes, sondern seine Geschichte reicht Jahrhunderte zurück. Es ist darum nicht bloß eine müßige Neugierde, sondern, um Goethes Werk besser und tiefer verstehen zu können, ist es notwendig, daß man sich erst einmal in die Geschichte der Faustsage vertieft. Man sieht dann, wie die Fäden allmählich im Laufe von Jahrhunderten zusammengelaufen sind, bis sie schließlich in dem großen Gewebe der Goetheschen Dichtung zu einem künstlerischen Ganzen sich verbanden.

Die Faustdichtung ist nun dadurch besonders eigenartig, daß der Held dieser Dichtung, der ihren Mittelpunkt bildet, nicht ein Phantasieerzeugnis des Geistes Goethes oder seiner Vorgänger ist, sondern daß Johannes Faust ein historischer Mensch gewesen ist, der im 16. Jahrhundert gelebt hat.

Dieses 16. Jahrhundert, dem der Dr. Johannes Faust angehörte, ist in mehrfacher Beziehung eine ganz eigenartige Zeit gewesen. Man kann sagen, dieses 16. Jahrhundert war eine Zeit des Sturmes und Dranges; eines

Sturmes und Dranges, der hervorgerufen worden ist dadurch, daß dieses Zeitalter ein Zeitalter der Entdeckungen war. Sie wissen alle, daß an der Wende dieses Zeitalters die Entdeckung Amerikas steht. Aber nicht nur ein neuer Erdteil ist damals entdeckt worden, man kann sagen, damals ist überhaupt die Erde als ein Ganzes zum ersten Male den Menschen zum Bewußtsein gekommen. Mit der Umsegelung der Erde ist dieses Zeitalter abgeschlossen. Seitdem erst fühlte sich der Mensch auf dieser Erde zu Hause, seitdem hatte er das Gefühl, daß es hier und da wohl noch Gegenden gibt, die der Europäer noch nicht betreten hat, daß aber im großen und ganzen die Erde wirklich entdeckt ist.

Sie können sich denken, daß eine Zeit, in der so etwas erlebt wurde, eine Zeit sein mußte, die auch den geistigen Gesichtskreis der Menschen großartig und ungemessen erweiterte. Man blickte plötzlich hinaus über dieses kleine Europa, hinaus selbst über das große Asien, hinein in eine unendlich viel umfassendere Welt. Ein neuer Erdteil war entdeckt worden, und jedes neue Jahr brachte neue Entdeckungen und erweiterte die Kenntnisse der Menschen immer wieder von neuem. Fremdartige Kulturen traten hinein in den Gesichtskreis des Europäers, die Kunde von unerhörten Reichtümern fabelhafter, merkwürdiger Völker versetzte die Menschen in fieberhafte Erregung. Das Wichtigste aber war: die Vielgestaltigkeit des Menschentums war den Menschen in sehr viel höherem Maße als bisher zum Bewußtsein gekommen.

Dazu kommt noch ein Zweites. Dieser Entdeckung der äußeren Welt ging die Entdeckung, oder wir wollen

besser sagen, die Wiederentdeckung einer geistigen Welt voraus. In der Geschichte nennt man das 16. Jahrhundert das Zeitalter der Renaissance und der Reformation. Das sind zwei ganz mächtige, geistige Bewegungen, deren Fortwirkungen bis zum heutigen Tage lebendig geblieben sind. Renaissance heißt Wiedergeburt. Wiedergeboren wurde damals die große, mächtige Kulturblüte der antiken, der griechisch-römischen Welt. Allerdings nicht erst im 16. Jahrhundert, aber dies Jahrhundert war der Abschluß jener Geistesbewegung. Mit der Wiederentdeckung der antiken Welt erweiterte sich der Gesichtskreis der europäischen Menschheit natürlich gleichfalls ungemein, denn damals tauchten plötzlich eine Menge von längstvergessenen, großen Geistern und Künstlern, Gelehrten und Philosophen auf, eine Menge von Bildwerken und vor allem von Büchern wurde wieder bekannt, aus denen man ersah, daß die Menschheit sich schon vor 15 bis 20 Jahrhunderten um die Rätselfragen des Lebens bemüht hatte, die man selber noch garnicht gründlich untersucht, geschweige denn gelöst hatte. Man sah plötzlich hinein in eine Welt, so großartig, so reich, wie man es sich nicht hatte träumen lassen.

So kam zu der äußeren Entdeckung neuer Erdteile die innere Entdeckung neuer Geisteswelten. Man kann es nachfühlen, wie die Menschen damals sich plötzlich unendlich viel reicher geworden fühlen mußten.

Als Folge dieser beiden Entdeckungen aber ergab sich erstens, daß die Menschheit von jetzt an begann, sich einzurichten auf dieser Erde. Das Mittelalter war

in wesentlichem auf das Jenseits gerichtet, es meinte, Zweck und Ziel des Weltgeschehens in einer Welt völlig jenseits dieser irdischen Welt sehen zu müssen, und jetzt plötzlich sah man, daß man diese irdische Welt noch garnicht kannte, weder räumlich noch zeitlich, daß man noch garnicht wußte, was alles an Reichtümern und Erkenntnissen in dieser Welt verborgen lag. Und als man das erkannt hatte, legte man sich natürlich die Frage vor, ob diese irdische Welt nicht vielleicht ihren Wert in sich selber hätte. Damit aber wurde eine Stimmung der Diesseitigkeit, der Lebensbejahung, der Weltfreude, in jener Zeit lebendig.

Zweitens aber mußten diese großen äußeren und inneren Entdeckungen, die man gemacht hatte, natürlich auch die Entdecker lust nach beiden Richtungen hin erregen. Abenteurer zogen in alle Welt hinaus, um neue Länder zu entdecken und für sich und ihre Heimat auszunützen. Aber ebenso zogen — bildlich gesprochen — auch Menschen aus, um neue, geistige Länder zu entdecken. Die Wissenschaften fingen an, in einer Weise aufzublühen, wie es während des ganzen Mittelalters nicht der Fall gewesen ist. Ein Wort, wie es einer der Humanisten, Ulrich von Hutten, aussprach: „Es ist eine Lust zu leben", zeigt uns, wie die Menschen damals erfüllt waren von all dem Großen, was sich begab, was sie erlebten.

Menschen aber, denen sich der Gesichtskreis plötzlich in dieser ungeahnten Weise weitete, hatten natürlich keine Lust, sich noch länger am Gängelband führen zu lassen. So ist jene Zeit dadurch besonders ausgezeichnet, daß in ihr die Freiheit des Einzelmenschen entdeckt ward. Das

Mittelalter war eine Zeit, in der der einzelne Mensch nichts bedeutete, oder zum mindesten nichts anderes bedeutete als eine Zahl in dem großen Ganzen. Er war unbedingt abhängig von der Gesamtheit und hineingezwungen in diese Gesamtheit. Zwei Beispiele mögen Ihnen das deutlich machen. Auf religiösem und auf sittlichem Gebiet und ebenso auf dem Gebiet der Wissenschaft, des Denkens, gab es keine Freiheit, aus dem einfachen Grunde nicht, weil die Ergebnisse alles Denkens, die Ziele und der Inhalt alles religiösen und sittlichen Lebens und Nachdenkens durch die Kirchenlehre ein für alle mal festgelegt waren. An der Kirchenlehre durfte nicht gerüttelt werden. Wer das versuchte, der wurde als Ketzer durch den Bann hinausgetan aus der Gemeinschaft der Gläubigen. Wehe denen, die es versuchten: sie endigten in Scharen auf dem Scheiterhaufen oder in den Kerkern der Inquisition. Mit der Renaissance aber beginnt eine Zeit, wo man gegen diesen Zwang kämpft, wo man ihn abschütteln möchte.

Oder nehmen wir ein anderes Beispiel, das Ihnen vielleicht näher liegt, ein Beispiel aus dem wirtschaftlichen Leben! Auch im wirtschaftlichen Leben war von Freiheit keine Rede. So etwas wie Freizügigkeit, Gewerbefreiheit und dergl. gab es nicht, das sind dem Mittelalter vollständig unbekannte Begriffe. Damals herrschte der Zunftzwang. Dem Handwerker wird von der Zunft vorgeschrieben, wieviel Gesellen und Lehrlinge er halten darf, wieviel an Waren er herstellen darf, damit keiner den anderen im Erwerbskampf unterbiete und alle zu leben haben; er darf nicht beliebig von der einen Stadt

in die andere wandern, um sich da niederzulassen: die Zunft dieser Stadt würde ihn zurückweisen.

Sie sehen: Zwang über Zwang auf allen Gebieten. Und nun regt sich infolge der äußeren und der geistigen Entdeckungen das Freiheitbewußtsein innerhalb der europäischen Menschheit und macht sich geltend trotz aller Widerstände. Durchgekämpft hat sich dieses Bewußtsein im 16. Jahrhundert zunächst erst auf einem Gebiet, dem Gebiet der Religion und Sittlichkeit. Durch die Reformationsbewegung, die von Luther ausging, ist der europäischen Menschheit das große Recht der sittlich-religiösen Freiheit des Einzelmenschen erkämpft worden. In allen Fragen der Religion, der Sittlichkeit, der Weltanschauung, in den allertiefsten Fragen also steht der Mensch auf seinen eigenen Füßen, niemand hat hier das Recht, ihn zu bevormunden, aber niemand nimmt ihm auch die Verantwortung für seine Seele ab. Das Recht des allgemeinen Priestertums, wie Luther es nennt, hat er durchgefochten: Du selbst bist verantwortlich für deine Seele, du kannst nicht die Verantwortung auf irgend eine Einrichtung, auf eine Kirche z. B., abwälzen; du stehst für dich selbst, sieh zu, wie und wo du stehst. Ein ganz ungeheures Recht, aber zugleich auch eine ungeheure Pflicht wurde da jedem Einzelnen zugewiesen.

Dies Freiheitsverlangen macht sich aber auch geltend auf dem Gebiete des Denkens, auf dem Gebiete der Wissenschaft. Hier beginnen die Gelehrten die Forderung zu erheben, eine Wissenschaft dürfe man nicht anerkennen, deren Ergebnisse durch irgendwelche kirchliche, für unfehlbar

erklärte Lehren von vornherein festgelegt seien. Der Gedanke der Voraussetzungslosigkeit als Grundforderung aller Wissenschaft beginnt in den Köpfen lebendig zu werden, jener Gedanke, der überhaupt erst moderne Wissenschaft und Philosophie möglich gemacht hat; denn wenn ich von vornherein das Ergebnis meines Forschens kenne, wenn ich mich von vornherein in irgend eine unantastbar bestimmte Antwort auf meine Frage fügen muß, dann fällt natürlich der große Antrieb zum Forschen und Suchen nach der Wahrheit für mich hin. So ist denn auch die Forderung der Denk- und Gewissensfreiheit ein Erbe jener großen Zeit und hat sich allmählich durchgekämpft in langem Ringen bis auf den heutigen Tag.

Auf einem dritten Gebiet ist diese Entwicklung damals freilich auf lange hinaus gestört und unterdrückt worden: auf dem politischen Gebiet. Sie wissen, daß im 16. Jahrhundert die Versuche zu Erhebungen politischer und wirtschaftlicher Art, vor allen Dingen im Bauernkriege, blutig niedergeschlagen worden sind. Das hat noch Jahrhunderte nachgewirkt. Erst in der Zeit der französischen Revolution beginnt sich auf diesem Gebiet jenes Erbe des 16. Jahrhunderts zu entfalten.

Nun ist für die Frage, die uns heute Abend beschäftigt, das Wichtigste jener zweite Freiheitskampf, daß sich das Denken in jener Zeit löste von dem Zwange des Kirchenglaubens. Es löst sich in der Form, daß man selbst die Wahrheit entdecken will; man glaubt einfach nicht mehr, daß die Wahrheit schon gefunden bezw. durch Offenbarung gegeben ist, man will sie selber suchen, man will selber streben, sie zu entdecken. Aber wie das nun so in der

Menschheit geht: wenn ein neuer Gedanke auftaucht, dann wird er zunächst mit einer solchen Leidenschaft und Begeisterung von den Menschen aufgegriffen, daß sie ihn bis ins äußerste hinein verfolgen. So war das damals auch. In den Köpfen, die das Gefühl hatten: da ist noch so unendlich viel Rätselhaftes, da sind so unendlich viel Geheimnisse in der Welt, die noch garnicht erkannt und erforscht sind, macht sich der brennende Wunsch geltend, diese unergründliche Tiefe zu erforschen. Aber die Köpfe, die dieses unerforschte Reich plötzlich vor sich sahen, hatten begreiflicherweise nicht die Geduld, langsam und vorsichtig Schritt für Schritt in dieses unbekannte Land hinein zu gehen und das Gebäude der Wissenschaft mühsam und sorgfältig Steinchen für Steinchen aufzubauen. Das lernte man erst später und sehr allmählich. Damals suchte man gleich das Ganze zu fassen, und da das mit den Kräften des Menschengeistes, die damals zur Verfügung standen, nicht gelang, da die Welt viel zu reich und zu groß ist, als daß sie sich im Handumdrehen ergründen ließe, kam man denn auf allerlei verstiegene Gedanken. Jene Zeit war noch voll von Aberglauben. In der Welt sahen die Menschen allerlei übermenschliche Gewalten wirken, die sie sich etwa so geordnet dachten, wie die Menschen im Staat oder in der Kirche. Solche Vorstellungen erfüllten die Gemüter damals durchgängig, auch die Gebildetsten jener Zeit sind davon nicht frei gewesen. Das sehen wir z. B. daran, daß der Hexenaberglaube so unendlich viel Opfer gekostet hat in allen Kulturvölkern. Selbst die Juristen waren felsenfest davon überzeugt, daß es Menschen gebe, die sich dem Teufel

verschrieben hätten und den anderen Menschen allerlei Böses zufügten.

So kamen denn jene Köpfe, die den Drang hatten, die Geheimnisse der Welt zu erforschen, auf den abenteuerlichen Gedanken: wäre es denn nicht möglich, daß man jene unheimlichen Mächte zu Hilfe riefe, daß man sie in seine Gewalt bekäme, um sie dann für seine eigenen Zwecke zu gebrauchen, vor allem dazu, die Welt mit allen ihren Gütern zu genießen? Solche Gedanken spukten damals in den Köpfen, und dadurch sind eine Reihe von Bestrebungen entstanden, die Sie alle kennen, die man zusammenfaßte in dem Begriffe der Magie. Es sind jene Versuche, die dämonischen Gewalten und teuflischen Mächte sich zu Dienern zu machen durch allerlei Beschwörungen. Dahin gehört weiter jener noch heute nicht ausgestorbene Wahnglaube der Astrologie, d. h. jener Glaube, daß man aus den Sternen heraus die Zukunft lesen könne, daß das persönliche Geschick jedes Einzelnen in den Sternen geschrieben stehe, insofern als die Stellung der Gestirne zu einander Schicksal des Einzelnen und Weltgeschehen bedinge. Noch im Anfang des Weltkrieges sind Bücher erschienen, die allen Ernstes versuchten, aus der Stellung der Gestirne im August 1914 den Ausgang des Weltkrieges vorherzusagen. Aber auch noch andere schwärmerische Vorstellungen waren damals in den Köpfen der Menschen lebendig. Da suchten die Menschen nach dem Stein der Weisen, d. h. nach einem Stoff, mit dem sie imstande wären, alle Metalle und auch alle sonstigen Stoffe in Gold zu verwandeln. Aus diesen unklaren Gedanken hat sich dann

die Wissenschaft der Chemie langsam und allmählich entfaltet, die heute eine der wichtigsten ist. Diese Wissenschaft, die heute fast tagtäglich die größten Entdeckungen macht, ist aus jenen, damals Alchymie genannten und mit dem Schleier unheimlichen Geheimnisses umkleideten Versuchen heraus entstanden. Ein anderes Bestreben war, daß man versuchte, das Lebenswasser zu finden, d. h. irgend eine Mischung besonderer Stoffe, die den Menschen vor den Seuchen, die früher so grauenhaft wüteten, und vor allem vor dem Tode bewahren könne. Auch hier sehen Sie, daß sich in diesem nebelhaften Wollen ein Wunsch regt, der später ganz allmählich durch die Forschung, wenn wir an die Seuchenbekämpfung denken, verwirklicht worden ist. Wir sehen, daß in allen diesen Gedanken ein innerlich berechtigter Kern steckte, daß die Menschen aber damals nur zu rasch das Höchste erreichen wollten, und daß sie deswegen in allerlei abergläubische Gedanken hineingerieten.

Nun ist klar, daß eine Zeit, wie jene, tausend Anregungen bieten mußte für die Forschungen tiefsinniger Gelehrter. Und in der Tat lebten damals eine ganze Reihe von Männern, die die folgende Zeit außerordentlich mit ihren Gedanken befruchteten, so träumerisch sie auch z. T. waren. Aber nicht nur solche wirklichen Gelehrten und geistvollen Köpfe waren damals am Werke, man kann sich vielmehr denken, daß in solcher Zeit auch allerlei Menschen auftraten, die dieses leidenschaftliche Verlangen der Zeit nach Erkenntnis, nach Lösung der Weltgeheimnisse dazu mißbrauchten, ihr Schäfchen zu scheren, d. h. auf die Dummheit der Leute zu rechnen. Und da sie auf den

Universitäten dies und das gelernt hatten, vor allen Dingen allerlei verblüffende, naturwissenschaftliche Versuche, die sich natürlich ein gewöhnlicher Kopf nicht erklären konnte, so reisten sie in der Welt herum und faselten der Menschheit das Blaue vom Himmel herunter, was sie alles könnten. Natürlich verstärkten sie ihr Ansehen durch das unheimliche Vorgeben, daß sie im Bunde mit den Mächten der Hölle ständen, und die Vorführungen, die sie machten, waren in der Tat zum Teil so verblüffend, daß die Leute ihnen das glaubten, und daß ihnen auf diese Weise das Geld aus den Taschen gelockt wurde. So mißbrauchten diese Betrüger jenes große leidenschaftliche Erkenntnisstreben der Zeit für ihre eigensüchtigen Zwecke.

In die Klasse dieser Menschen gehörte auch Dr. Johannes Faust. Das war ein Mensch, der offenbar nicht ungebildet gewesen ist, aber zugleich einer, der mit rücksichtslosem Eigennutz seine persönlichen Ziele verfolgte. Uns sind eine ganze Menge von Berichten über diesen Mann erhalten. Er muß damals mächtiges Aufsehen in den verschiedensten Orten Deutschlands erregt haben. Gelebt hat er etwa von 1480 bis 1540, d. h. ziemlich gleichzeitig mit Luther. Geboren ist er wahrscheinlich in Knittlingen in Schwaben. Sie wissen aus der deutschen Literaturgeschichte, daß das Schwabenland diejenige deutsche Landschaft ist, die unsere träumerischesten und dichterisch begabtesten Geister hervorgebracht hat. Nicht wenige und nicht die geringsten Künstler, Dichter und hervorragenden Philosophen gehören dem Schwabenlande an. Und diesem Stamme entsproßte auch Dr. Johannes Faust.

Sein Geburtsort Knittlingen liegt nicht weit von der Heimat Melanchthons, des Freundes Luthers. Weit in der Welt ist er herumgekommen. Studiert hat er nachweislich in Krakau und Wittenberg, er hat Luthers Vorlesungen gehört, er hat selber gelehrt in Wittenberg und Erfurt. Aber überall war seines Bleibens nicht lange, bald wurde ihm allenthalben der Boden zu heiß, und er zog weiter. Die Menschen kamen schnell genug dahinter, wie wenig hinter seinen großen Anpreisungen und Ansprüchen steckte. Er ist dann schließlich, übel berüchtigt, geendet in Rimlich bei Wittenberg, und kaum, daß er gestorben war, bemächtigte sich schon der Volksmund seiner Gestalt. Man erzählte sich, der Teufel habe ihn geholt, und er habe schreckliche Pein erdulden müssen; denn der Teufel habe ihm den Kopf zerschmettert an den Wänden seines Zimmers und seine Seele geholt, als die Zeit abgelaufen war, die im blutunterschriebenen Pakt mit dem Teufel festgesetzt gewesen und innerhalb deren der Teufel ihm dienen sollte.

Von besonderer Bedeutung ist nun der Umstand, daß schon sehr früh Faust in Gegensatz gestellt wurde zu der Gestalt, in der sich damals die wichtigsten Bestrebungen der Zeit zusammenfaßten: zu der Gestalt Luthers. Und zwar stellte sich das Volk den Gegensatz etwa so vor, wie den Gegensatz zwischen Licht und Finsternis oder zwischen Gott und dem Teufel. Auf der einen Seite ein Mensch, der trotz seiner Größe, trotzdem er wie kein anderer das gesamte Volk bis zur Tiefe erregte, doch voll tiefster Bescheidenheit war, ein Mensch, der immer wieder erklärte: das was ich schaffe, das habe ich garnicht

von mir, es ist ein Höherer, der mich leitet, der mich treibt, der mich zwingt. Auf der anderen Seite ein Mensch, so selbstsüchtig wie nur einer sein kann, ein Mensch, der auftrat mit dem lächerlichen Anspruch, daß er der größte aller Sterblichen der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft sei, an dessen Tun und Können kein anderer heranreichen könne. Auf der einen Seite Luther, ein Mensch, der genau wußte, wie eng die Schranken des menschlichen Könnens und Denkens sind, ein Mensch, der deswegen garnicht anders konnte als sich ganz bescheiden einem Höheren und Größeren fügen, der sein ganzes Wirken aufbaute auf der Offenbarung der heiligen Schrift, weil er der Überzeugung war, besser, als dort der Weg zum Heil der Seele gewiesen sei, könne er es auch nicht tun. Auf der anderen Seite Faust, ein Mensch, der bloß seine eigenen Gedanken verkünden wollte und den maßlos übertriebenen Anspruch erhob, daß diese Gedanken unendlich viel wertvoller seien als die aller anderen. Und endlich: auf der einen Seite Luther, der den Inhalt seines Lebens nur fand im Dienen, in der Hingabe all seiner Kräfte an sein geliebtes deutsches Volk, der bei Tag und Nacht tätig war und nichts anderes kannte als alle Zeit für sein Volk sorgen und schaffen; auf der anderen Seite Faust, der seinen ganzen Lebensinhalt nur fand im schwelgerischen Genuß, dazu in der Ehre, im Ruhm, den er einheimste, daß er der größte aller Sterblichen sei, und vor allen Dingen in der Macht, die er über die Menschen zu erringen suchte. So zeigen sich uns in diesen beiden Männern zwei Welten, zugleich aber sehen wir, daß sich für das Bewußtsein jener Zeit

in beiden offenbar zwei Grundrichtungen des Lebens hart gegenüberstehen.

Endlich ist noch ein weiterer Zug von Bedeutung im Leben des Dr. Johannes Faust. Er hatte Zeit seines Lebens immer wieder dafür gesorgt, daß die Menschen glauben sollten, er stände im Bunde mit geheimnisvollen, übernatürlichen Mächten. Kein Wunder daher, daß in dem Augenblicke, wo er starb, alles, was an Zaubersagen, an Teufelsmären allerlei Art bestand, auf diesen Menschen übertragen wurde. Das Volk fabelte die tollsten Geschichten von ihm, immer wieder Neues wurde erfunden und uralte, halbvergessene Geschichten, als von ihm erlebt, erzählt, indem die Erzählungen von früheren Hexenmeistern und Zauberern jetzt dem Faust gutgeschrieben wurden. Es ist so, als wenn manche Menschen wie ein Magnet wirken, als ob alles, was andere getan, nur dazu da sei, ihren Ruhm zu vergrößern. So dauerte es denn garnicht lange, da liefen eine Masse Geschichten von ihm um, und bald genug kam auch einer auf den Gedanken — es ist ein Nürnberger Bürger, etwa 1570, gewesen — diese Geschichten in einem Büchlein zu sammeln. Zunächst lief dieses Büchlein nur handschriftlich um, erst 1587 wurde es gedruckt unter dem Titel: „Historia von D. Johann Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer unnd Schwartzkünstler".

Dieses Volksbuch ist der Ausgangspunkt aller späteren, so überaus zahlreichen Faustdichtungen geworden, sind doch bis zum heutigen Tage rund 150 Faustdichtungen in deutscher Sprache entstanden. Erst vor wenigen Wochen ging eine Anzeige durch die Zeitungen, daß sich der Dichter

Avenarius an einem „Faust" versucht hätte, ein Zeichen, daß der Fauststoff bis heute seinen Reiz behalten hat.

Das älteste Faustbuch ist nun trotz seiner künstlerischen Bedeutungslosigkeit dadurch ungemein wichtig geworden, daß durch dieses Büchlein der Faustgedanke sogleich in eine ganz bestimmte Richtung hineingedrängt worden ist. Alle späteren Dichter, die sich an diesem Stoff versucht haben, sind, ob sie es wissen oder nicht, in sehr starker Weise von diesem ältesten Faustbuch abhängig.

Liest man es, dann wundert man sich vor allen Dingen über eins: mit wie richtigem Gefühl Faust hier erfaßt worden ist als der Vertreter jenes Grundzuges, der damals durch die ganze Welt hindurchging: des maßlosen Erkenntnisdrangs. Gleich im 2. Abschnitt heißt es von ihm: „er nahme an sich Adlers Flügel, wollte alle Gründ am Himmel und Erden erforschen, dann sein Fürwitz, Freyheit und Leichtfertigkeit stache unnd reitzte ihn also". Da er es mit seiner eigenen Kraft nicht konnte, verschrieb er sich dem Teufel, um mit des Teufels Hilfe sein Streben zu befriedigen.

Auch nach der andern Seite hin stellt der Verfasser dieses Volksbuches die Gestalt des Faust in das rechte Licht: nach der Seite der maßlosen Genußsucht und Lebensgier hin, die in ihm, wie in der Zeit, lebendig war. Dieser Faust wollte durchaus alles genießen, was an Köstlichem, an irgendwie Schönem und Wertvollem in der Welt vorhanden war, und weil er als Mensch in seiner Kraft und Fähigkeit zu beschränkt war, um dieses Ziel zu erreichen, gab er seine Seele dem Teufel hin, um diesen dadurch zu zwingen, ihm seine Macht zur Verfügung zu stellen.

Noch ein dritter Zug endlich ist in der Darstellung des Faustbuches bedeutsam. Der Verfasser empfindet den Dr. Faust als eine unheimliche Gestalt, und dieses Unheimliche unterstreicht er in dem Buche immer wieder von neuem. Denn er steht noch viel mehr auf dem Boden des Mittelalters als auf dem der neuen Zeit. Er empfindet den Erkenntnisdrang, der in Faust, wie in der Zeit, lebendig war, als etwas, was nicht sein sollte, als etwas, was gefährlich und bedenklich ist, als etwas, was den Menschen geradezu in die Hölle hineinführt, was ihn zum mindesten verführt, Geheimnisse zu lüften, welche die Gottheit mit ihrem Schleier bedeckt hat. Wie lebendig diese Scheu vor der unfrommen Enthüllung göttlicher Geheimnisse damals noch war, das können Sie z. B. daraus ersehen, daß seit dem Mittelalter z. T. die Todesstrafe darauf stand, wenn jemand wagte, eine Leiche zu zergliedern. Was uns heute selbstverständlich ist, das galt damals als unerhörter Frevel. Gott will sich nicht, davon ist man überzeugt, in seine Geheimnisse hineinsehen lassen, darum wird der Versuch, es doch zu tun, so streng bestraft. Also kann man es verstehen, daß der Verfasser des Faustbuches in dem Erkenntnisdrang Fausts etwas Gefährliches, ja etwas Teuflisches sah. Nicht minder aber natürlich auch in seiner maßlosen Genußsucht. Und so legt es der Verfasser in seinem Buch recht deutlich darauf an, daß wir das Gefühl bekommen sollen, diesen Menschen mußte von Gottes und Rechts wegen der Teufel holen.

Dieses Faustbüchlein ist schon im nächsten Jahre, 1588, ins Plattdeutsche übersetzt worden. Zwischen

plattdeutsch und englisch aber war eine Verständigung nicht allzu schwer. So ist es denn nicht erstaunlich, daß dieses plattdeutsche Faustbüchlein nach England herüberkam und daß schon im nächsten Jahre, 1589, ein englischer Dramatiker, Christopher Marlowe, der größte Dramatiker Englands, der vor Shakespeare gelebt hat, das Faustbuch zu einem Drama umgestaltete. Es ist das erste Faustdrama. Marlowe ist der richtige Engländer jener Zeit. Es war die Zeit, in der England den Grund gelegt hat zu seiner Weltmacht, in der es mit einer Rücksichtslosigkeit und Machtgier ohnegleichen begann, die ganze Welt sich untertänig zu machen. So ist es weiter nicht verwunderlich, daß Marlowe den Faustgedanken nicht aufnimmt von der Seite des Erkenntnisdranges, sondern von der Seite des Genußlebens und der Machtgier. Der Faust, so wie ihn Marlowe in seinem Drama schildert, ist zwar ein Gelehrter: schon Marlowe läßt ihn, wie später auch Goethe, mit einem Selbstgespräch beginnen, in dem er Auskunft gibt über das, was er bisher gewollt und erstrebt hat. Aber im Verlauf der Handlung schildert er ihn dann als einen reinen Genußmenschen, der nur sich selbst kennt, der alles rücksichtslos mit Füßen tritt, was sich ihm in den Weg stellt, für den die ganze Welt nur dazu da zu sein scheint, seine Machtgier zu befriedigen und ihm ein schwelgerisches Genußleben zu bieten.

Sehr frühe ist nun dieses Drama wieder nach Deutschland herübergebracht worden. Seit 1586 nämlich wanderten englische Schauspielertruppen zu uns herüber, und zwar natürlich zunächst nach Niederdeutschland,

weil sie dort leichter verstanden werden konnten mit ihrer Sprache und ihren Werken. Sie tauchten hier und da auf und brachten die englischen Dramen auf diese Weise zu uns. Mit diesen Wandertruppen kam auch das Marlowesche Faustdrama nach Deutschland und wurde hier gespielt. Nun sind diese Schauspielertruppen damals nicht viel mehr als etwa die heutigen sog. Schmieren gewesen; zum großen Teil waren es „verkrachte Existenzen“, die da Unterschlupf fanden, Menschen, die nichts Rechtes anzufangen wußten im Leben und die das unstillbare Verlangen hatten, auf diese Weise ein Leben der Freiheit und Ungebundenheit zu führen. Damit hängt es zusammen, daß der Schauspielerstand so lange Zeit um seine gesellschaftliche Anerkennung zu ringen hatte, daß der Schauspieler z. B. noch in der Zeit Lessings als ein Mensch galt, mit dem man sich nicht auf gleich und gleich stellen konnte. Nun kann man sich denken, daß bei diesen Menschen die Kunst nach Brot ging, daß sie auf das Verdienen ausgingen. Sie wollten um jeden Preis das Volk in ihr Zelt locken, und deswegen spielte in allen ihren Stücken eine Gestalt, je länger, je mehr, eine bedeutsame Rolle: der Narr, der Hanswurst. Auch in den erschütterndsten Tragödien mußte er auftreten und seine Späße machen. Je toller sie waren, um so besser, denn um so leichter brachte er natürlich das Publikum hinein ins Theater, und umsomehr kam dabei der Schauspieldirektor auf seine Kosten. Die Folge davon war natürlich, daß die Stücke immer mehr ihren geistigen Gehalt verloren, die Hauptsache waren schließlich die Späße, die der Hanswurst machte.

Natürlich ging auch das Faustspiel den gleichen Weg. Es wurde zuerst im Jahre 1608 in Deutschland aufgeführt und endete schließlich im Kasperle-Theater. Da fristete es dann noch ein Jahrhundert lang sein Dasein. Hier war natürlich das Kasperle, der Hanswurst, die Hauptperson, und das ganze Stück war für die Kinder zurecht gestutzt.

Dieser große, mächtige, inhaltsreiche Stoff schien also auf so klägliche Weise zu verschwinden. Daß das nicht geschah, daß er für die große Kunst trotz der Entwürdigung, die er erfahren hatte, gerettet wurde, das ist Lessings Verdienst. Lessing hat den Wert des Faust-stoffes wieder entdeckt. Er hat im Jahre 1759 in seinem 17. Literaturbriefe Deutschland und die deutschen Dichter wieder auf den Faust hingewiesen. In diesem 17. Literaturbriefe rechnet er mit Professor Gottsched ab, der damals auf dem Gebiete der Literatur allmächtig war, dessen Urteil in ganz Deutschland galt, der aber in Wirklichkeit alles andere als ein tieferes Verständnis für das Wesen der Kunst hatte. Gottsched hatte vor allen Dingen leidenschaftlich dagegen gekämpft, daß der Dichter irgend etwas Unwirkliches oder Wunderbares darstelle: das dürfe er unter keinen Umständen, nur das, was uns unsere fünf Sinne zeigten und was sich vor dem Verstande rechtfertigen ließe, dürfe auch die Dichtung darstellen. Das hieß natürlich der Dichtung das Lebenslicht ausblasen, denn sie wirkt und lebt doch im Reiche der Wunder, im Reiche der Einbildungskraft. Deshalb hat Lessing ein Ziel seines Lebens darin gesehen, den gefährlichen Einfluß dieses Mannes zu vernichten, und er hat mit

seinem 17. Literaturbrief geradezu das Henkeramt an diesem allmächtigen Literaturprofessor ausgeübt. Seitdem war Gottsched ein toter Mann.

In diesem Literaturbriefe weist nun Lessing seinerseits hin auf den Faustsstoff, also auf einen Stoff, den Gottsched natürlich leidenschaftlich ablehnen mußte. Denn Teufel gibt es nicht, also eine Dichtung schaffen, in der, wie im „Faust", der Teufel eine Hauptrolle spielt, das war für Gottsched sinnloses Zeug, das seinen Verstand empörte. Lessing dagegen zeigte, welche großen, geistigen Werte in diesem Stoffe lägen, und daß sich gerade aus ihm ein bedeutsames Werk schaffen lasse. Vor allem aber wies er auf den völkischen Gehalt des Stoffes hin, indem er erklärte: Ganz Deutschland sei verliebt in seinen Faust. Er möchte die deutschen Dichter auf ihn aufmerksam machen, und zu dem Zwecke gibt er eine Probe von seinem eigenen Drama zum besten. Bescheiden tut er freilich so, als wenn irgend ein guter Freund es gewesen, der das gemacht hätte, in Wirklichkeit war er es selbst.

Schon aus dieser Kostprobe merkt man, daß Lessing dem Faustsstoff eine ganz eigenartige Wendung gegeben hat. Er packt ihn nämlich gerade da an, wo ihn schon das 16. Jahrhundert angepackt hatte, indem er im Faust einen Menschen sieht, in dem der Erkenntnisdrang sich ins Ungemessene hinaus betätigen will. Aber nun wertet er diesen Zug ganz anders. Während das 16. Jahrhundert den Erkenntnisdrang als etwas Gefährliches, als etwas Teuflisches empfunden hatte, sieht Lessing in ihm etwas durchaus Göttliches. So wollte er denn, wie wir wissen, bei der Beratung der Teufel, als sie zusammenkommen,

um sich darüber zu verständigen, wie sie den Faust in ihre Gewalt bringen könnten, eine göttliche Stimme ertönen lassen: „Ihr sollt nicht siegen". Sie sehen, hier ist ein ganz anderes Empfinden lebendig geworden. Das zeigt sich auch darin, daß er die Engel das Wort aussprechen läßt: „Die Gottheit hat dem Menschen nicht den edelsten der Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen".

Mit der Zeit hat sich eben auch die Anschauung gewandelt. Das, was im 16. Jahrhundert noch als unheimlich empfunden wurde, das sah das 18. Jahrhundert als die Krone des Menschen an; das, was das 16. Jahrhundert nur mit einer gewissen Ängstlichkeit, ja mit einem gewissen Grauen und nur widerwillig anerkannte, darin sieht das 18. Jahrhundert den Inbegriff alles Menschentums. Der Mensch hat darnach seine Vernunft dazu bekommen, daß er sie walten läßt, daß er mit Hilfe dieser Leuchte die Welt zu erforschen sucht und daß er die Rätsel und Geheimnisse dieser Welt mit Hilfe dieser Gotteskraft löst, so gut, wie er es kann.

Unter der Hand Lessings bringt so der alte Faustſtoff zum Ausdruck, was Lessings ganzes Zeitalter empfindet. Das 18. Jahrhundert wird in der Geschichte das Zeitalter der Aufklärung, lateinisch: des Rationalismus, genannt. Es ist eine der geistig angeregtesten und fruchtbarsten Zeiten gewesen. Der 30 jährige Krieg hatte Deutschland an den Rand des Grabes gebracht. Wir waren nicht nur körperlich, sondern auch geistig so grauenhaft heruntergekommen durch diese furchtbare Zeit, daß es mehr als 100 Jahre dauerte, bis wir uns von den

Folgen dieses Krieges wieder erholt hatten. Erst 1740 regt sich ganz schüchtern das erste geistige Leben wieder in Deutschland. Bis dahin war alles öde und tot. Aber in dem Augenblicke, da es sich regt, wo Deutschland wieder anfängt zu gesunden, da ist auch sofort ein märchenhaft schnelles und reiches Aufblühen auf geistigem Gebiete zu spüren. Es ist, als wenn fruchtbares Ackerland lange brach gelegen hat, also nicht ausgenutzt worden ist und dann wieder bestellt wird: dann gibt es eine Ernte, so üppig, so reich, wie sonst niemals. So war auch jenes 18. Jahrhundert erstaunlich reich an großen Geistern auf allen Gebieten, während Deutschland bis 1740 den anderen europäischen Völkern gegenüber so stark im Hintertreffen gestanden hatte, daß ein französischer Gelehrter damals allen Ernstes den Gedanken zu beweisen suchte, daß in Deutschland ein großer Geist überhaupt niemals entstehen könne. Die beste Antwort auf diese lächerliche Anmaßung war die, daß Deutschland in den nächsten Jahrzehnten die Führung der europäischen Völker auf geistigem Gebiete übernahm.

In einer Zeit, die solchen Umschwung erlebte, ließ sich natürlich die Kraft des Geistes, durch die allein ein solcher Aufstieg möglich war, nicht verketzern. Und so faßt denn Lessing, einer der Bahnbrecher dieses Jahrhunderts, den Faustſtoff im Sinne einer Verherrlichung der menschlichen Vernunftkraft an. Wenn Lessing das Faustdrama vollendet hätte, dann hätte er selbstverständlich den Faust nicht vom Teufel geholt werden lassen, sondern er hätte der Welt gezeigt, daß das Erkenntnisverlangen den Menschen zwar in allerlei

Gefahren bringen kann, daß es schließlich aber doch stark genug ist, ihn herauszureißen aus allem Niederen und Gemeinen, und ihn zur Höhe führen kann.

Nun bekam aber der Fauststoff für das 18. Jahrhundert auch noch nach einer anderen Seite hin Bedeutung. Mit dem Wiedererwachen und Erstarken des Geisteslebens wuchs zugleich das Selbstbewußtsein der Menschen so erstaunlich, daß der eigentlich faustische Drang und Wille wieder lebendig wurde, daß es für den Menschengeist und die in ihm liegenden Kräfte Unmögliches und Unerreichbares nicht geben dürfe. Die Menschen konnten es nicht verstehen, daß es Schranken geben sollte, die sie nicht überwinden könnten, daß auf der Erde irgendetwas ein Recht hätte, sich der Gewalt des Menschengeistes zu entziehen. Wir können es nachempfinden, daß Menschen, die selber Großes und Bleibendes schufen, auch ein Kraftbewußtsein hatten, das keine Schranken anerkennen wollte.

Dieses Kraftbewußtsein der Zeit schuf sich seinen hinreißendsten Ausdruck im Goetheschen „Faust“: ein übergewaltiges Selbstbewußtsein hat dieses größte und umfassendste Werk unseres Schrifttums geschaffen. Goethe übernimmt den Fauststoff von Lessing, und in seinen Händen wird dieser Stoff erst das, was ich eingangs ausführte: Ausdruck und Bekenntnis all dessen, was nicht nur damals, sondern was überhaupt deutsch ist und im deutschen Geiste je lebendig war. Goethe ist der Deutsche, in dem die Züge unseres Wesens, die uns von den anderen Völkern unterscheiden, in dem unsere Eigenart sich am umfassendsten und reichsten ausgeprägt hat.

Es gibt keinen anderen Deutschen, der sich an geistiger Bedeutung mit Goethe vergleichen kann. All das aber, was in diesem Menschen, der zu den größten Geistern der ganzen Weltgeschichte überhaupt gehört, lebendig war, das hat in irgend einer Form auch im „Faust" seine Stelle gefunden. 60 Jahre seines Lebens hat er daran gearbeitet. Dies Werk wird in seinen Händen das große Gefäß, in dem er den ganzen Reichtum seines unübersehbaren geistigen Lebens in künstlerischer Form niedergelegt hat.

Man kann sagen, daß Goethe für den Fauststoff geradezu vorherbestimmt gewesen sei. Faust und Goethe gehören für unser Gefühl untrennbar zusammen; so kommt es uns vor, wenn man das Ganze überblickt. Goethe konnte garnicht an den Fauststoff geraten, ohne zu fühlen, daß dieser Stoff wie kein anderer geeignet sei, das aufzunehmen und auszusprechen, was ihn selber am tiefsten erregte und beschäftigte. Wenn man das Leben Goethes übersieht, so merkt man bald, daß eine Menge von Zügen im „Faust" ihre künstlerische Auferstehung gefunden haben.

Schon in seiner Knabenzeit — Sie können es nachlesen in seiner Lebensbeschreibung „Dichtung und Wahrheit", Ende des 1. Buches, — hatte Goethe eine ganz lebhafte Empfindung dafür, daß ihn ein göttliches Leben umwebe, und er hat dieser Empfindung in echt kindlicher und doch tiefsinniger Weise Ausdruck gegeben. So baute er sich aus seltenen Steinen einen Altar, auf den er Räucherkerzen stellte, die er durch Sonnenfeuer mittelst eines Vergrößerungsglases anzündete, um so das Höhere, das er

ahnte, zu verehren. Jene tieffromme Verehrung für das göttliche Leben, welches das All durchflutet, regt sich also schon so früh in dem Knaben, und sie sollte dann im „Faust“ einen so großen und wunderbaren Ausdruck finden. Oder denken Sie daran, wie er als Junge ein Puppentheater geschenkt bekommt und wie er nichts Schöneres kennt, als seine Schwester, seine Freunde und Freundinnen einzuladen, um ihnen seine Kunst zu zeigen. In diesem Puppentheater wurde natürlich auch der „Faust“ gespielt. Da haben wir schon in der Kinderzeit die Berührung mit dem Fauststoff, der ihn seitdem nicht mehr losließ. In Leipzig hat er dann die ganze Welt der Wissenschaft kennen gelernt, die er uns im „Faust“ in der Schülerszene so wenig ehrfürchtig schildert; dort hat er Auerbachs Keller gesehen, in dem Mephistopheles seine Zauberpossen zeigte. Dann kehrt er nach Frankfurt zurück, wo er sich allerlei alchymistischen Studien hingibt. Dadurch bekommen die Studierzimmerszenen im „Faust“ ihre wundervolle Stimmung und Farbe. Goethe hat das alles selbst erlebt. Was er im „Faust“ darstellt, sind nicht Dinge, in die er sich mühsam erst hinein versetzt, sondern es sind alles eigene Erlebnisse. Was ihn im Verkehr mit Friederike Brion in Sesenheim erschütterte, das hohe Glück und das tiefe Leid dieser großen Liebe, das hat der Gretchentragödie die Farbe und Stimmung gegeben, die uns das Herz zerreißen möchte. Nichts ist auch hier bloße dichterische Einbildung, nur eigenstes Erleben ist hier lebendig geworden, freilich zu reinster künstlerischer Form geläutert. Wie die Kunst Zeit seines Lebens das Reich ist, in dem er zu Hause ist, wie

aber auch die Natur ihm vertraut ist und ihn fesselt bis ins graue Alter hinein, alles das findet seine künstlerische Gestaltung im „Faust". Diese Dichtung ist das große Meer, in das die Ströme und Bäche seines Lebens hineinmünden, seines äußeren wie seines inneren. Der „Faust" ist nicht nur Niederschlag seines äußeren Erlebens, sondern auch Bekenntnis seiner Seele. In Goethe selbst war dieser unersättliche Erkenntnisdrang und dieser unendlich starke Lebenswille, dies heiße Verlangen nach alledem, was die Welt in sich birgt an Geheimnissen und Gütern, an Lust und Schmerz, lebendig, wie wir es an Faust sehen. Wie hat Goethe unter diesem Unendlichkeitsverlangen gelitten, vor allen Dingen deswegen, weil er immer wieder die Schranken seiner Endlichkeit erleben mußte! Wie quälte ihn selbst das Gefühl innerer Zerrissenheit, das in dem leidenschaftlichen Bekenntnis Fausts: „zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust" in so wundervoller, künstlerischer Form ausklingt!

Genug: von welcher Seite man auch das Werk betrachtet, überall sieht man, wie Goethes Erleben mit Notwendigkeit auf das Faustdrama hindrängt. Kein Wunder, daß der erste Teil in seinen wichtigsten Stücken 1775 schon so gut wie fertig war.

Man nennt diese Fassung den „Urfaust", sie ist uns durch eine besondere Gunst des Geschickes erhalten geblieben. Aufgeschrieben hat Goethe die Dichtung zunächst nicht, er hat sie im Kopfe mit sich herumgetragen. Aber wenn man ihn darum bat, dann ließ er sich nicht lange nötigen, dann trug er ganze lange Szenen aus dem Kopfe vor. Das konnte er ohne Mühe, weil es ja sein

eigenes Selbst war, das sich hier aussprach, und nichts Fremdes, in das er sich erst mit Hilfe der Einbildungskraft hätte hineinversetzen müssen.

Diesen ersten Teil hat er lange mit sich herumgetragen, ohne ihn zu veröffentlichen; erst 1790 hat er sich dazu entschlossen, das Werk wenigstens vorläufig abzuschließen und herauszugeben. Das geschah, weil damals die Werke, die er bis dahin geschrieben hatte, in einer Gesamtausgabe erscheinen sollten und man ihn von allen Seiten drängte, nun auch dieses größte seiner Werke mit herauszubringen. Ganz Deutschland wartete sehnlichst auf den „Faust", und so ließ sich denn Goethe herbei, wenigstens zwei Drittel des ersten Teils zu veröffentlichen. Es war also auch 1790 nur ein, wenn auch großes, Bruchstück, nicht das ganze Werk, was erschien.

Es bleibt dann zunächst wieder liegen, weil ihn eine ganze Menge anderer Pläne beschäftigten, die er für wichtiger hielt. Außerdem war der Faust ein Werk, das nur langsom und allmählich mit seinem Leben selbst heranreifte, und so ging denn wieder eine lange Spanne Zeit darüber hin, bis er sich dazu entschloß, den Plan des „Faust", so, wie wir ihn jetzt durchgeführt sehen, festzulegen. Wir kennen geradezu den Geburtstag für den Gesamtplan des „Faust". Es ist der 23. Juni 1797. An diesem Tage nämlich schrieb Schiller an Goethe, auf dessen Bitte, sich über den Faust zu äußern, wie sehr es ihn überrasche, daß Goethe wieder an den „Faust" gehen wolle. Er führt dann Goethe vor Augen, daß der „Faust" nicht bloß Goethes persönliches Bekenntnis bleiben dürfte, es wäre vielmehr ein Stoff unendlich viel

umfassenderer Art, es wäre sozusagen ein Weltstoff, an dem er alle seine persönlichen Erlebnisse ins allgemein Menschliche erheben müsse. Dieser Gedanke zündete bei Goethe, und schon am gleichen Tage setzte er sich hin und schrieb einen kurzen Entwurf des Gesamtplans, dem dann noch 1797 jene drei Dichtungen, die „Zueignung“, das „Vorspiel auf dem Theater“ und der „Prolog im Himmel“ folgten, die Sie jetzt vor der Faustdichtung stehen haben. In diesen drei einleitenden Dichtungen ist bereits der große Gedanke des Gesamtwerkes klar und deutlich ausgesprochen.

Nun war der Anstoß gegeben, um das Werk fortzuführen. Der Plan war da. Aber die Ausführung drängte Goethe nicht, und er ließ diesen Plan ruhig in sich ausreifen. Erst 1808 läßt er dann wenigstens den vollendeten ersten Teil, so, wie Sie ihn heute lesen, in einer neuen Gesamtausgabe seiner bisherigen Werke erscheinen. Offenbar empfand Goethe den Abschluß dieses Teils wie eine Art von Vermächtnis an das Andenken seines lieben Freundes Schiller, der 1805 gestorben war und dem er den Entschluß zur Vollendung des Werkes verdankte.

Nun dauerte es wieder sehr lange Zeit: bis 1825, wo Goethe endlich an die Niederschrift des zweiten Teils geht. Das Verdienst, ihn dazu angeregt zu haben, gebührt seinem Sekretär Eckermann, den er 1823 angestellt hatte, einem bescheidenen und nicht unbegabten Manne, dem wir auch die unerschöpfliche Fundgrube seiner „Gespräche mit Goethe“ verdanken. Gern folgte Goethe seiner Anregung. Er hatte selbst das Gefühl, daß er nun endlich das, was lange in ihm ausgereift war, gestalten müßte.

So ließ er denn im nächsten Jahre einen Teil der Dichtung selbständig erscheinen unter dem Titel „Helena, klassisch-romantische Phantasmagorie, Zwischenspiel zum Faust“. In diesem Zwischenspiel der Helenatragödie haben wir den Mittelpunkt des ganzen zweiten Teiles. Der Plan dazu entstammt schon seinen Jugendjahren. In dem Bewußtsein, daß er am Ende seines Lebens stehe, geht er nun schnell an die Vollendung des zweiten Teils. Den ersten Akt (bis zur Feuersnot) ließ er 1828 drucken, es war das Letzte, was er selbst noch veröffentlichte, dann folgt der zweite Teil des ersten und der zweite Akt, die 1830 fertig waren, und endlich geht er an die letzten beiden Akte. Als er diese 1831 vollendet hatte, da versiegelt er die Blätter mit dem Wunsche, daß sie erst nach seinem Tode veröffentlicht werden sollten als ein Vermächtnis an sein Volk. Er wußte, daß er jetzt am Ende seiner „Sendung“ sei, und er äußerte sich zu Eckermann darüber folgendermaßen: „Mein ferneres Leben kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich etwa noch tue“. So stark war in ihm das Gefühl lebendig: der „Faust“ ist mein Lebenswerk, für dieses Werk bin ich eigentlich dagewesen. Jetzt ist es vollendet, jeder weitere Tag meines Lebens ist nur noch ein Geschenk; zu tun habe ich eigentlich nichts mehr. In der Tat ist er auch wenige Monate nach dem Abschluß des Werkes, im Jahre 1832, gestorben. Das ist eine ganz merkwürdige Fügung, daß er so kurz nach dem Abschluß seines Lebenswerkes stirbt. Diese Tatsache erinnert uns an einen Ausspruch, den Goethe selber einmal getan hat. Da

sagt er: „Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem . . . . So ging es Napoleon und vielen anderen. Mozart starb in seinem 36. Jahre, Raffael in gleichem Alter, Byron nur um weniges älter. Alle aber hatten ihre Mission auf das Vollkommenste erfüllt, und es war wohl Zeit, daß sie gingen, damit auch anderen in dieser auf lange Dauer berechneten Welt noch etwas zu tun übrig bliebe." Goethe selber hat durch seinen Heimgang kurz nach Vollendung des „Faust" diese seine Worte bestätigt.

2. Zueignung. Vorspiel. Prolog.

Ich hatte Ihnen das vorige Mal erzählt, daß der Faust, so wie Sie ihn jetzt lesen, seine Geburtsstunde am 23. Juni 1797 erlebt hat. An diesem Tage schrieb Schiller an Goethe jenen Brief, in dem er den Gedanken Goethes, sich an den „Faust“ wieder heranzumachen, mit großer Begeisterung aufgriff und meinte, dieser Stoff habe einen so bedeutenden Weltanschauungsgehalt, daß Goethe garnicht umhin könne, diese Weltanschauung herauszuholen, daß er dies Werk nicht bloß seine persönliche Beichte sein lassen dürfte. Bei Goethe zündete dieser Gedanke. Er schuf die drei einleitenden Dichtungen, die in Schillers Sinn den Plan des Gesamtwerkes festlegten. Die erste ist das Gedicht „Zueignung“, das jetzt am Anfang des „Faust“ steht. Er schrieb dann noch in demselben Jahre 1797 die beiden anderen Dichtungen: Das „Vorspiel auf dem Theater“ und den „Prolog im Himmel“. Die Grundgedanken des Ganzen, sein Aufriß, lagen damit für Goethe fest.

Es war für Goethe ein Entschluß nötig, daß er sich überhaupt wieder an den „Faust“ heranwagte, denn er war in der Zwischenzeit ein anderer geworden.

Er war 1786—1788 nach Italien gezogen und aus Italien zurückgekehrt als ein anderer Mensch und als ein anderer Künstler. Bis Italien hin war Goethe der Führer jener Bewegung, die wir den Sturm und Drang nennen, jener Bewegung, in der die Ursprünglichkeit des deutschen Geistes sich wieder nach langer Zeit in neuer, schöner Blüte entfaltete, jener Bewegung, die eine ungeahnt reiche Fülle von künstlerischen und gelehrten Werken zeitigte und eine erstaunliche Anzahl von schöpferischen Geistern auf den Plan rief. Goethe war der Führer dieser Bewegung und teilte mit ihr den ungestümen Drang ins Weite, jenes Gefühl für die Unendlichkeit der äußeren und inneren Welt, die er ausschöpfen wollte in seinem eigenen Geist, in seinem eigenen Leben, in seinem eigenen Schaffen. Er teilte mit jener großen Zeit auch die starke, innere Zerrissenheit, dieses Hin- und Hergetriebenwerden von verschiedenen Gefühlen, von verschiedenen Zielen des Willens, von entgegengesetzten Gedanken. Diese Zerrissenheit war so stark bei ihm, daß er sich in der Werther-Zeit lange mit Selbstmordgedanken herumtrug und sie nur schwer niedergekämpft hat. Diese Gedanken, die er so schwer los wurde, sind ein Beweis dafür, wie hart er innerlich hat ringen müssen um Einheitlichkeit und Einklang seiner auseinanderstrebenden Seelenkräfte, um Klarheit über sein eigenes Wollen. Der Ausdruck dieses leidenschaftlichen, vulkanisch von innen heraussprudelnden Geistes ist seine ganze Kunst in jenen Jahren. Ich brauche Sie bloß an den einzigen „Goetz von Berlichingen“ zu erinnern. In diesem Drama fällt in der ursprünglichen Fassung der Vorhang über 70 Mal.

Das ist überhaupt nicht aufzuführen auf einer gewöhnlichen Bühne. Diese Formlosigkeit und dieser Überschwang ist aber ein Zeichen dafür, daß in dem jungen Goethe ein solcher Reichtum an Bildern und Gestalten, an Gedanken und Gefühlen lebendig war, daß er kaum wußte, wie er sie alle los werden konnte, daß er immer und immer wieder damit seine größte Not hatte, die Fülle dessen künstlerisch einheitlich zu gestalten, was in ihm gärte, webte und wirkte.

In tiefer Sehnsucht nach innerer Einheitlichkeit und Ruhe geht er nach Italien, und wie er aus Italien zurückkommt, ist er ein anderer Mensch und ein anderer Künstler geworden. Was Italien ihm gegeben, das war nach der Seite der Kunst eine Kunst- und Darstellungsform, die sich an den Griechen geschult hat. Wir finden in Goethes Schaffen nach Italien nichts mehr von jenem stürmischen, wirren Durcheinander von Gestalten und Bildern. Alles ist jetzt gebändigt in schöne Form. Sie sehen diese Wandlung sofort, wenn Sie etwa seinen „Goetz" vergleichen mit seiner „Iphigenie". Dort eine unübersehbare Fülle von einzelnen Geschehnissen und Gestalten, in der „Iphigenie" nur 5 Personen, die Handlung bewegt sich immer an demselben Ort, alles spielt sich an einem Tage ab, äußerlich gleichmäßig und gemessen geht die Entwicklung der Handlung ihren Gang trotz größter innerer Leidenschaftlichkeit. Das ist ein Zeichen dafür, daß Goethe auch als Mensch ein anderer geworden ist. Seine innere Zerrissenheit hat er in Italien überwunden. Er weiß jetzt, was er will. Er hat gelernt, mit dem Reichtum seines Wesens Haus zu halten. Er hat gelernt, sein Schicksal planmäßig

in seine eigene Hand zu nehmen. Er gehört zu jenen Stürmern und Drängern, die nicht innerlich zerbrochen oder gar zugrunde gegangen sind, sondern die ihr Inneres haben Gestalt gewinnen lassen in einem Leben, dessen Gedicht, so kann man wohl sagen, vielleicht das größte Kunstwerk ist, das Goethe geschaffen hat. Er wird durch Italien aus dem Stürmer zu jenem Weisen, als der er vor uns steht. Alles Unruhige und Gärende liegt jetzt hinter ihm.

Es ist klar, daß eine solche unerhörte Wandlung, wie sie mit ihm vor sich gegangen war, mit Notwendigkeit auch eine starke Wandlung seiner Stimmung herbeiführen mußte. Der Stürmer und Dränger, der die ganze Welt erobern wollte, der überhaupt keine Schranken für sein Wesen und Wollen anerkannte, hat sich jetzt bescheiden gelernt. Er hat das große Wort gelernt, das seitdem für ihn das Wort seines Lebens wurde, das Wort „Entsagung".

Nun können Sie sich denken, daß, wenn dieser so anders gewordene Mensch zum „Faust" wieder zurückkehrt, der seine ganze Jugend mit all ihrer leidenschaftlichen Unrast in sich birgt, mit allem, was damals in seiner Seele lebendig gewesen ist, er in dem Augenblick, wo dieses Werk ihm wieder vor die Augen und die Seele tritt, von einem ganz starken Gefühle der Wehmut erfüllt und durchdrungen werden muß. In dieser Wehmut wird ihm die ganze Jugendzeit wieder lebendig, jene Zeit, die längst verklungen ist, die keine Macht der Erde wiederbringt, jene Zeit, die so überreich war, so groß,

so umfassend, und deren Pläne und Entwürfe er doch nur zum kleinen Teil hatte erfüllen können.

Diese wehmütige Klage hören wir in dem ersten Gedicht, in der „Zueignung", stimmungsvoll und ergreifend austönen. Es ist eine Erinnerungsklage um die entschwundene Jugend. Die Bilder froher Tage tauchen auf. Lebendig werden wieder geliebte Schatten, Menschen, die längst dahingegangen sind, wach wird wieder all die Liebe und Freundschaft , die er genossen; all die Gestalten in Leipzig, in Frankfurt, in Straßburg, im Elsaß, in Darmstadt, mit denen er gelebt und die er geliebt hat, die nun nicht mehr zu ihm gehören, die hinweggeschwunden sind, längst gestorben oder in alle Welt zerstreut, sie stehen wieder vor seiner Seele. Eine einzige wehmütige, leise Klage, ein Sehnen nach vergangener Zeit strömt in dem Gedichte aus, eine mitleidige Trauer über den labyrinthischen, wirren Gang des Lebens, das er hat durchmachen müssen, das ihm so viel Leiden, so wenig Gutes hat reifen lassen. Und so läßt er in diesem Gedicht seinen Tränen freien Lauf. Aber wenn auch alles so ganz anders geworden ist, wenn auch die, die sich zuerst am „Faust" erfreuten, längst verschwunden sind, wenn auch selbst die Gestalten der Dichtung, die er jetzt wieder hervorholt, „schwankende" sind, so undeutlich, daß er sie nicht recht fassen kann, weil sie aus einer anderen Zeit, einer anderen Stimmung hervorgegangen sind, so kann er sich der zauberhaften Macht ihres Einflusses doch nicht entziehen. Er wird sie nicht mehr los, und wenn sie auch aus Dunst und Nebel aufsteigen, so fühlt er sich doch von ihrem Zauberhauch umwittert.

Dieser Zauberhauch erfüllt seine Brust mit Jugendfeuer, und die ganze Jugendzeit wird durch ihn wieder lebendig. So will er den Versuch wagen, angeregt durch Schiller, angeregt auch durch das gemeinsame Balladenjahr, das er mit ihm durchlebt und das ihm die Welt der Volksphantasie wieder nahe gebracht hat, die Faustgestalt und ihre Welt jetzt endlich festzuhalten.

Freilich, seine Stimmung wird sehr gedrückt dadurch, daß er sich sagt, daß jetzt sein „Leid" der unbekannten Menge ertönen werde, die nicht imstande sei, wie die Jugendgenossen, mitzufühlen mit dem, was seine Seele durchbebte. Von seinem Leide spricht er; denn der „Faust" war eine Geburt des Schmerzes. Er ist kein Werk, das einer fröhlichen Zeit und Stunde seine Entstehung zu danken hat, er ist ein Werk, das sich von der Seele seines Schöpfers unter tiefsten Seelenschmerzen losgerungen hat, das mit Recht deswegen als Leid von ihm bezeichnet wird. Was hat die jetzige Zeit, was haben die Menschen, zu denen er jetzt redet, damit zu schaffen? Sie werden das, was ihn quälte, nicht verstehen, es wird vielleicht verspottet werden, genau so, wie er mit seiner „Iphigenie", seinem „Tasso" auf taube Ohren gestoßen war. Und trotzdem: die Gestalten lassen ihn nicht ruhen, er kommt nicht mehr von ihnen los, sie zwingen ihn, daß selbst das, was er jetzt besitzt, ihm entschwindet, und daß die Vergangenheit ihm wieder zur Gegenwart wird. So macht er sich denn an die Arbeit und greift wieder zu diesem Jugendwerk, um es zu vollenden.

Wie volkstümlich der Faustſtoff iſt, das zeigt uns Goethe in der zweiten Dichtung, die er dem ganzen Werk vorausſchickt, in dem „Vorſpiel auf dem Theater". Was er uns in dieſem meiſterhaften, kleinen dramatiſchen Spiel darſtellt, iſt etwas ſehr Einfaches. Eine wandernde Schauſpielertruppe, ſo wie ſie damals zu Dutzenden in Deutſchland herumzogen, iſt in irgend ein kleines Städtchen gekommen und beabſichtigt zu ſpielen. Und da ſind denn die Drei, die über das Spiel zu entſcheiden haben: der Direktor, der Schauſpieler, den Goethe hier „luſtige Perſon" nennt, und der Dichter ſelbſt, zu einer kleinen Beratung zuſammengetreten, wie ſie wohl am beſten das Verlangen des Publikums befriedigen könnten.

Dieſen einfachen Rahmen benutzt nun Goethe dazu, uns ein außerordentlich feines, luſtiges und gedankenvolles Bild zu entwerfen von Publikum und Theater. Dem Direktor, der natürlich die Hauptentſcheidung hat, kommt es auf nichts anderes an als darauf, daß er ein Kaſſenſtück bekommt, ein Stück, bei dem die Maſſe hineinſtrömt ins Theater, bei dem ſie ſich womöglich des Morgens ſchon an der Kaſſe drängt, um eine Eintrittskarte zu erhaſchen. Er will ein Stück, das die Menge anzieht, das friſch und neu iſt, bedeutend, ohne viel tiefe Gedanken zu enthalten. Das Wichtigſte iſt für ihn der eine Wunſch: die Maſſe will er haben; die Maſſe aber, meint er, läßt ſich nur durch Maſſe zwingen, d. h. durch ein Stück, in dem unendlich viel geſchieht, wo es garnicht darauf ankommt, etwa einen tiefen, großen Gedanken klar und einheitlich durchzuführen. Bewahre! Ein Stück, das aus Stücken beſteht, das möglichſt vielſeitig iſt, das wäre

ihm recht. Er braucht, um zu bezeichnen, was er will, den treffenden Ausdruck: ein Ragout. Das soll es sein, damit jeder sich einen schmackhaften Bissen daraus fischen kann. Darauf kommt alles an. Er macht gar kein Hehl daraus, wie verächtlich er vom Publikum denkt. Das Publikum verdient nach seiner Überzeugung garnichts anderes, denn wenn man die Wirklichkeit unvoreingenommen betrachtet: wozu ist denn eigentlich das Theater für die große Masse da? Um die Zeit auf angenehme Weise tot zu schlagen! Das ist der Lebensinhalt für die meisten. Der eine denkt während des Stücks schon an das Kartenspiel, der andre gar an eine wilde Nacht an einer Dirne Busen. Wozu für solche Menschen sich unnötig anstrengen?! Wenn man die Zeit nicht besser anwenden kann, dann geht man auch einmal ins Theater. Man will sich ja garnicht erheben lassen über den Alltag, man will nicht etwa seinen Geist anstrengen, das darf einem ja nicht zugemutet werden! Man will sich amüsieren. Das ist es, was die Menge ins Theater lockt. Darum, meint der Direktor, hat es gar keinen Zweck, sich in große Unkosten zu stürzen, die Hauptsache ist, die Menschen zu verwirren; sie zu befriedigen ist schwer. Es kommt nur darauf an, sie überhaupt nicht erst zum Nachdenken kommen zu lassen, sie von einem Eindruck zum anderen hin- und herzujagen, dann geht jeder schließlich aus dem Theater wieder heraus mit dem Gefühl: ja, es hat sich eigentlich gelohnt, man hat doch allerlei erlebt und gesehen und gehört. Dazu muß vor allem auch die blendende Ausstattung mithelfen, Ausstattungsstücke können natürlich am leichtesten auf ein volles Haus rechnen.

Für all diese Zwecke aber ist der Fauststoff so geeignet wie nur möglich: er bietet die erwünschte Fülle von tausend Einzelheiten, er bringt ohne Schwierigkeit die Verwirrung zu Wege, die sich nach Ansicht des Direktors der Gedanken und Gemüter bemächtigen soll, er ist leicht zu so einem Stück in Stücken, zu so einem Ragout, wie es der Direktor wünscht, zu gestalten.

Auch der Schauspieler äußert seine Wünsche in ähnlicher Richtung. Er lebt von der Gegenwart, er mag von der Nachwelt nichts hören. Wenn er nicht die Masse im Augenblick seines Spiels zwingt, wenn er nicht imstande ist, in der Gegenwart seinen Ruhm zu erringen, dann ist er ein verlorener, ein toter Mann. Hinterher redet keine Menschenseele mehr von ihm. Deswegen muß es ihm darauf ankommen, daß ein Stück gespielt wird, das ihn zu seinem Rechte kommen läßt, ein Stück, wo er Gelegenheit hat, seine ganze Kunst zu zeigen, ein Stück also, das möglichst vielseitig ist, das die Phantasie mit allen ihren Chören, mit Verstand, Vernunft, Empfindung und Leidenschaft, mit Narrheit und was man sonst noch will, zu ihrem Rechte kommen läßt.

So ist auch der Schauspieler durchaus der Meinung des Direktors in dem Sinne, daß es nur darauf ankomme, die Menschen zu verwirren. Nur das kann das Ziel, die Aufgabe des Dichters sein, nicht aber, sich schwere Gedanken zu machen über einen Plan, über eine einheitliche Idee, die das Ganze durchziehen soll. Das ist eine völlig überflüssige Arbeit. Der Dichter soll vielmehr dem Zufall sein Recht geben: so wie ja auch des Menschen Leben von Zufällen durchsetzt ist, aus ihnen

besteht, so soll es auch im Theater sein. Nur wenn das Stück aus den Eingebungen des Augenblicks heraus geschaffen ist, wird es dem Schauspieler willkommene Gelegenheit geben, seine ganze Meisterschaft zu zeigen. Das ist ihm wichtiger als alles andere, und so ist denn auch seine Hauptforderung: In bunten Bildern wenig Klarheit. Bunte Bilder verwirren die Klarheit. Es lohnt sich ja auch garnicht, auf Klarheit auszugehen, denn der großen Menge liegt garnichts daran, zur Klarheit zu kommen. Auch für die Wünsche des Schauspielers ist der Faustſtoff so geeignet wie nur möglich, gibt er doch, wie wenig andere ein Bild des vollen Menschenlebens.

Der Dichter will von alledem natürlich nichts wissen; was Direktor und Schauspieler von ihm wünschen, das erfreut ihn wenig. Ihm graut vor der großen Menge, sie lähmt seine schöpferischen Gedanken. Ihn verlangt nach der stillen Himmelsenge; er ist mit sich, seinen Gedanken und Bildern am liebsten allein, sonst kann er nicht schaffen. Wenn er Rücksicht nehmen soll auf die große Menge, dann fühlt er sich gelähmt und tot, dann kann er nicht schaffen. Ebenso wenig kann er mit dem Schauspieler darin einer Meinung sein, daß es auf die Gegenwart ankomme. Die Gegenwart ist ihm gleichgültig, das Echte kommt erst in der Nachwelt zur Geltung. Das, was für den Augenblick glänzt, vergeht auch mit dem Augenblick. Das wahrhaft Echte und Bleibende kommt nur ganz allmählich zu jener Vollendung, die sich dann dauernd erhält. Wir brauchen nur an den Faust selbst zu denken. 60 Jahre lang hat dieses große Werk Goethes Leben begleitet, ehe es endlich vollendet war:

nun aber wird es lebendig bleiben, solange es Deutsche gibt. Von alledem, was der Direktor und der Schauspieler von ihm verlangen, mag darum der Dichter nichts wissen. Für ihn liegt das Wesen der Dichtkunst in etwas ganz anderem, unendlich viel Höherem, als darin, die Menschen zu verwirren und zu vergnügen. Goethe bezeichnet es mit dem Worte „Einklang". Durch den Einklang erst wird ihm die Dichtung zum großen Kunstwerk: nicht die Verwirrung, das Durcheinander, die Fülle der Gestalten und Geschehnisse allein machen eine Dichtung zum Kunstwerk. Das Vielerlei und die bunte Mannigfaltigkeit müssen unter einen großen Gesichtspunkt gestellt sein, sie müssen ein Ganzes, eine Einheit bilden. Eine zusammengewürfelte Menge von bunten Einzelheiten ist noch kein Kunstwerk. Ein Kunstwerk gleicht vielmehr einem lebenden Körper. Unser Körper besteht aus tausenden und abertausenden von Zellen und Organen, deren jedes einzelne seine besonderen Verrichtungen hat; und doch bilden sie alle zusammen ein einheitliches Ganzes, und alle bedingen sich gegenseitig, jedes an seiner Stelle. So ist es auch mit dem echten Kunstwerk. Da kann man kein Glied, kein Stückchen herausschneiden oder umstellen, ohne das Ganze in seinem wundervollen Einklang, seiner lebendigen Einheit zu stören. Das ist das Große, was der Dichter leisten will. Es widersteht ihm aufs äußerste, planlos ins Blaue hinein zu schaffen, ein Ragout zu liefern.

Auch das, was der Schauspieler von ihm fordert: zu improvisieren, d. h. sich dem Strom seiner Einbildungskraft einfach hinzugeben, kann er nicht erfüllen. Denn jene

große Gabe, die der junge Goethe in so erstaunlichem Maße besessen hat, die einen Quell gedrängter Lieder ununterbrochen neu seinem Innern entströmen ließ, ist mit der Jugendzeit entschwunden.

Aber da spricht der Direktor jenes merkwürdige Wort, daß, wenn dem Dichter die Gabe der ursprünglichen, unbewußten Schöpferkraft verloren gegangen sei, er doch imstande sein müsse, die Poesie zu kommandieren. Ein merkwürdiger Gedanke, aber ein Gedanke, den Goethe selber auf der Höhe seines Lebens ganz bewußt vertreten hat. Er hat tatsächlich, genau wie Schiller, die Überzeugung gehabt, daß ein Künstler imstande sein müsse, durch Kunstverstand in gewissem Maße zu ersetzen, was ihm an ursprünglicher Einbildungskraft fehle, und so, wie Schiller es einmal drastisch ausgedrückt hat, ein gewisses Quantum Poesie jeden Tag zu schaffen. In den Worten des Direktors und Schauspielers redet sich Goethe gleichsam selber zu, und so will er es denn mit dem Faust versuchen. Denn eines hat er ja jetzt voraus vor dem quellenden Gefühlsreichtum der Jugendzeit und ihrer schöpferischen Phantasie: das ist jenes künstlerische Verständnis für den Aufbau eines großen Kunstwerkes und die Fähigkeit, nach einem selbstgesteckten Ziel mit holdem Irren hinzuschweifen.

Und noch etwas anderes ist es, was ihn zwingt, die Arbeit am Faust wieder aufzunehmen, das ist die Freude an dem weltumspannenden Umfang und Inhalt des Faststoffs. Denn es ist doch tatsächlich ein Stoff, (und Schiller hat das Goethe wieder nahe gebracht), der es ermöglicht, den ganzen Kreis der Schöpfung auszuschreiten und

vom Himmel durch die Welt zur Hölle zu wandeln. Es ist ein Weltstoff. Dieser Fauststoff ist schlechterdings, wie nichts anderes, geeignet, unsere Herzen ins Unendliche zu erheben. Gerade dieser Stoff mußte einem Geiste wie dem Goetheschen, der so weltumfassend war, wie wenig anderer Menschen, außerordentlich willkommen sein, weil er in ihm alles aussprechen und gestalten konnte, was in seiner Seele lebendig war. Im Faust hat Goethe das Gefäß gefunden, in dem er seine Bilder und Gefühle, seine Erlebnisse und Gedanken sammeln und aufbewahren konnte. Er bot ihm die Möglichkeit, die bunte Mannigfaltigkeit des Menschenlebens wiederzugeben, zugleich aber in bedeutungsvoller Anmut die ganze Fülle und Tiefe der Gedanken und Gefühle auszubreiten, die im Laufe eines überreichen Lebens durch seine Seele zogen.

Diese Weltweite der Gefühle und Gedanken deutet dann die dritte der kleinen einleitenden Dichtungen, der „Prolog im Himmel", an. Durch diesen Prolog im Himmel wird der Fauststoff heraus- und emporgehoben aus dem kleinen Reich menschlichen Geschehens in das des Weltgeschehens. Tatsächlich war der „Ur-Faust" ja weiter nichts als eine persönliche Beichte Goethes, in der er sich genau so, wie in seinem Werther, von dem befreite, was auf seiner Seele lastete. Jetzt wird der „Faust" aus der persönlichen Beichte zu einem Weltmysterium, zu einem Weihespiel, das die tiefsten Gedanken der ganzen Menschheit in sich birgt und darzustellen versucht. Die Gestalt Faustens selbst hört jetzt auf, ein bloßes Einzelwesen zu sein, er wird zum Sinnbild und Vertreter der ganzen Menschheit; in seinem Schicksal aber

kommt der Gegensatz zwischen Gott und Teufel, zwischen den bauenden und zerstörenden Mächten innerhalb der Menschenwelt zum Austrag. Die Handlung dreht sich darum, wer in dem Kampf dieser beiden Mächte den Sieg erringt.

Die Grundstimmung des „Prologs" ist ein ganz wunderbarer Optimismus, freudigste Lebens- und Weltbejahung. Das wirkt um so befreiender, als der Teufel leibhaftig vor uns steht und wir es erschütternd und furchtbar erleben, wie er die Menschen in seiner Gewalt hat und sie vernichtet. Aber wir erleben doch eben zugleich, daß der Teufel nichts als Gottes Diener ist. Auch alle Übel in der Natur und alles Böse in der Menschenwelt, nicht nur das Gute, ist eingeordnet in einen großen, göttlichen Plan, der die ganze Welt beherrscht. Die Übel und das Böse wirken zerstörend, unerträglich und erschütternd im einzelnen, aber sie stören die Ruhe des Ganzen nicht. Ihr Wirken geschieht nicht frei und ungehemmt, sie wirken nur, soweit sie es dürfen, soweit der große Plan der Welt es gestattet. Sie wirken etwa wie Sauerteig in der Welt, also anreizend; zwar selbst ohne Macht, Gutes und Wertvolles zu schaffen, aber es doch wider Willen fördernd. Wunderbar schön wird dieser Gedanke sofort in dem Gesang der drei Erzengel von der Harmonie der Sphären zum Ausdruck gebracht. Dieser Gesang redet davon, daß in der Welt Stürme um die Wette brausen und Mächte der Zerstörung am Werke sind. Und trotzdem ist die Welt ein einziger großer Lobgesang auf die überwältigende Ordnung, die trotz aller Zerstörung für den, der die Augen öffnen kann, in ihr sichtbar ist. Schauend und

verehrend nehmen die Engel diese erhabene Ordnung wahr. Sie spüren hinter allem, was so zerstörend wirkt, doch das sanfte Wandeln des göttlichen Tages, sie spüren hinter aller Zerstörung das Bauen, hinter allem scheinbaren Durcheinander die Ordnung, hinter allem Wirrsal eine einzige, große, göttliche Zielstrebigkeit, die sich durchsetzen will. Das ist es, was dieser Gesang, wie ein Vorklang zur Tragödie, uns vor Augen führen will. Damit aber erhebt sich für jeden, der diese Gedanken in sich aufnimmt, die Frage: Wenn von der Natur gilt, daß jeder, der offenen Auges hineinblickt, hinter all der scheinbaren Unordnung der Oberfläche eine große Gesetzmäßigkeit und Ordnung wahrnimmt, wird das in der sittlichen Welt, in der Menschenwelt, nicht vielleicht ebenso sein? Geht nicht vielleicht auch von dem, was wir das Böse nennen, was wir als Sünde in der Menschenwelt sich auswirken sehen, genau so, wie von dem Übel in der Natur, eine Kette tiefer Wirkungen aus? Die Antwort auf diese Frage lautet verschieden: sie lautet von seiten Gottes „ja", von seiten des Teufels „nein"! Diese verschiedene Antwort hat ihren Grund in der verschiedenen Beurteilung, die Gott und Mephistopheles jener Kraft gegenüber einnehmen, die wir die Vernunft nennen, die den Menschen unterscheidet von allen anderen Geschöpfen der Erde. Es kommt darauf an, wie man die Vernunft, diese eigenartigste Kraft des Menschen, beurteilt. Der Teufel nennt sie den Schein des Himmelslichtes. So ein Schein, so ein leiser Glanz oder vielmehr Abglanz ist nicht viel wert. Der Teufel ist im Gegenteil der Überzeugung, dieser leise Schein, dieses Flämmchen, das

da angezündet ist in den Köpfen der Menschen, bringt dem Menschen eigentlich viel mehr Übles als Gutes. Denn dieser Schein des Himmelslichts raubt ihm die harmlose Freude am Dasein. Alle anderen Wesen sind froh und fröhlich im Genuß des Augenblicks, so wie er ist. Die Schmerzen, die das Dasein mit sich bringt, sind rasch vergessen, und im übrigen genießen sie, was das Leben an Genüssen für sie bietet, bis der Tod dem allen ein Ende macht. Sie grübeln nicht, sie denken nicht, sie quälen sich nicht selber. Und nun meint der Teufel: der einzige Erfolg dieses großen Geschenkes der Vernunft für die Menschen ist doch nur der, daß sie sich zu Tode quälen, daß sie sich Gewissensbisse machen, statt sich dem Genuß hinzugeben, wo er sich ihnen bietet, statt ruhig ins Blaue hineinzuleben und den Alltag zu nehmen, wie er ist. Wozu dieses Himmelslicht, wenn es dem Menschen das Leben verekelt?

Ja mehr noch! Was Mephistopheles weiter Gott zum Vorwurf macht, ist, daß er dieses Himmelslicht den Menschen eigentlich nur dazu gegeben hat, damit, wie es scheint, die Menschen dadurch nur noch tierischer werden wie jedes Tier. In der Tat, Grausamkeit gibt es genug in der Welt, überall sehen wir einen furchtbaren, erbarmungslosen Kampf ums Dasein, aber so grausam, wie dieser Kampf ums Dasein in der Menschenwelt tobt, so teuflisch gemein und wild spielt er sich nur in ihr ab. Es ist, als wenn die Vernunft des Menschen erst die ganze Kraft des Bösen in ihm zur Entfaltung brächte, als wenn die Vernunft erst es ihm zeige, durch welche Mittel er die anderen so recht quälen und martern

könne, um seine Freude daran zu haben. Wir brauchen ja nur hineinzusehen in die Welt, um das bestätigt zu finden.

Und noch einen Einwand erhebt der Teufel. Der Mensch mit seiner Vernunft bildet sich wunder was ein, er glaubt, daß er emporfliegen könne bis zu den Gestirnen, daß er alle Geheimnisse im Himmel und auf Erden mit diesem Himmelslicht ergründen könne. Wenn man es sich aber recht besieht, was leistet denn in Wahrheit der Mensch? Er kommt dem Teufel vor wie eine langbeinige Zikade, die auch glaubt, wer weiß wie weit fliegen zu können, und die doch nach ganz kurzem Aufschwung wieder herunterfällt. Ja, im Grunde erscheint alles, was Menschengedanken und Menschenvernunft vermögen und leisten, dem Teufel nur als lächerlicher Quark, um den es sich garnicht lohnt, überhaupt soviel Aufsehens zu machen.

Das alles ist echt teuflisch gedacht und geredet. Mephistopheles vernichtet und entwertet mit seiner spöttischen, zersetzenden Art alles, auch das Wertvollste. Natürlich sind die Schranken menschlichen Wissens, menschlicher Vernunft, menschlichen Wollens und Könnens nicht zu bestreiten. Des Menschen Weg geht durch Irrungen hindurch, der Irrtum ist mit seinem Leben und Streben untrennbar verbunden. Aber trotz alledem, ja gerade weil des Menschen Weg ein so schwerer ist, deswegen ist es ein Weg, der ihn zwar langsam, aber doch sicher zu der Höhe führt, wenn er nur das Himmelslicht seiner Vernunft überhaupt scheinen läßt und es nicht selber auslöscht. Dann kommt es trotz alles Irrens

schließlich doch dahin, daß dies Licht den Menschen zur Klarheit Gottes hinführt, und sei es auch erst am Abschluß seines Lebens.

Das Wichtigste aber ist es, und ausschlaggebend für den Wert des göttlichen Zieles, daß das Himmelslicht der Vernunft jene Stimmung im menschlichen Leben lebendig erhält, die allein imstande ist, den Menschen über das bloß Tierische hinaus und hineinzuheben in das Reich göttlichen Lebens: das Streben, das sich nicht begnügt mit dem schon Erreichten, das sich zu immer höheren Zielen sehnsüchtig erhebt, das, sei es auch durch tausenderlei Schwierigkeiten hindurch, nicht rastet und nicht müde wird, die Umwelt und die eigene Seele zu vervollkommnen. Gerade die Unbefriedigung, dieses ewige Sehnen, dieses ewige Streben, dieses unermüdliche Arbeiten und Drängen ist es, was nach Goethes Überzeugung das Menschenleben überhaupt erst wertvoll macht. Das ist es allein, was den Menschen davor bewahrt, eine Beute des Teufels zu werden, was sein Leben über die Wertlosigkeit und Nichtigkeit hinaushebt.

Damit aber ist schon im „Prolog" deutlich ausgesprochen, daß ein Mensch wie Faust, in dem gerade diese leidenschaftliche Unbefriedigung, dieses unstillbare Sehnen lebendig ist, niemals eine Beute des Teufels werden kann, daß ein solcher Mensch vielmehr immer und immer wieder herausgerissen wird aus dem Versinken in das alltägliche Getriebe und seine Gemeinheit und emporgehoben zu einem höheren Menschentum, das wirklichen Wert in sich besitzt. Nichts Schlimmeres gibt es nach

der Auffassung Goethes für den Menschen als sattes Behagen. Der Mensch, den solche Sattheit erfüllt, ist verloren, denn er ist in seinem inneren Kern tot, ob er gleich scheinbar lebendig ist. Solch sattes Behagen gerade ist es darum, wozu Mephistopheles den Menschen verführen möchte. Sein Ziel ist es: Staub soll er fressen, und mit Lust. Wenn er das erreicht, dann ist er in der Tat eine Beute des Teufels, dann war er des Himmelslichtes nicht wert.

Auch die Geschichte der Menschheit, nicht nur das einzelne Menschenleben, zeigt tausendfach, daß jedesmal, wenn dies satte Behagen über die Menschen kommt, die Menschheit auf dem besten Wege ist, innerlich zu Grunde zu gehen. Dann aber setzt auch jedesmal die Rolle des Teufels, die Macht des Bösen ein. Indem sie den Einzelmenschen oder die Gesamtheit in die Gefahr des Unterganges bringt, rüttelt sie die Menschen wieder auf und reißt sie wieder heraus aus der Sattheit, in die sie im Begriffe waren zu versinken. So stellt das Böse den einzelnen Menschen wie die Gesamtheit immer wieder auf den rechten Weg. Das Böse ist deswegen das höchste und bedeutendste Mittel im Weltenplan Gottes, um das zu erreichen, worauf es ihm ankommt: ewiges Werden, ewiges Aufwärtssteigen, statt bloß ruhenden, toten Seins. Gott nennt sich am Schlusse selber das Ewigwerdende, das Nieruhende. Dann ist aber des Bösen einziger Sinn und Zweck kein andrer als der, ständiger Antrieb in der Welt zu sein zum Kämpfen und Ringen um immer höheres Dasein, um immer tieferen Inhalt und Wert des Lebens. In dem Kampfe aber zwischen

gut und böse, zwischen Gott und dem Teufel muß natürlich Gott letzten Endes stets den Sieg behalten.

In dieser Vorstellungsweise tritt uns die unendlich große und freudige Lebensbejahung Goethes entgegen. Das ist in der Tat eine Weltanschauung, die uns erheben kann über alle düstere Stimmung des Lebensüberdrusses und der Verzweiflung, die heute vielleicht mehr denn je im Begriff ist, unser Gemüt zu ergreifen. Dieser Stimmung gegenüber vertritt Goethe die Überzeugung, daß alles, was in der Welt sich regt an zerstörenden Kräften in Gottes Weltplan eingeordnet ist, insofern, als es immer wieder die Kräfte auf den Plan ruft, die das Böse im Menschen und in der Welt überwinden, und so das Beste leistet zur Erhöhung des sittlichen Wertes der Menschheit.

Aber freilich, eines dürfen wir dabei nicht übersehen. Diese Hoffnungsfreudigkeit, die in dem „Prolog" zu Tage tritt, ist nur berechtigt, wenn man auf das Welt ganze sieht. Im Grunde kann nur einer so durchaus hoffnungsfreudig fühlen: Gott selber. Er allein kann über den Teufel lächeln, er allein kann ihn ohne Schaden, ja mit einem gewissen Vergnügen, in seinem Gefolge und in seiner Umgebung dulden. Der Mensch dagegen, und wenn es ein so bedeutender Mensch ist wie Faust, ist in jedem Augenblick seines Lebens in Gefahr, eine Beute des Teufels zu werden, zu grunde zu gehen. Nun erleben wir es ja an Faust, daß es dem Teufel nicht gelingt, diesen Menschen von Gottes Weg abzuführen, trotzdem er sich anstrengt wer weiß wie sehr. Aber was für Faust gilt, das gilt deswegen durchaus noch nicht für jeden anderen Menschen. Für die meisten bleibt darum die

Macht des Bösen eine ständig drohende Gefahr. Aber wenn wir erleben, daß ein Mensch wie Faust, ein Führer unsres Geschlechts, ein Mensch, in dem alles Höchste und Größte, was die Menschheit besitzt, sich vereint, den Krallen des Teufels entrissen wird, dann können wir uns doch mit Bezug auf die Menschheit im ganzen jenes hoffnungsfreudigen Glaubens Goethes getrösten. Dann ist die große Frage: ist die Menschheit Gottes oder ist sie des Teufels? siegen in ihr schließlich die Kräfte der Vernunft oder die Kräfte der Bosheit? jene Frage, die in Zeiten wie wir sie heute erleben, zu einer besonders brennenden wird, klar und entschieden dahin beantwortet: die Menschheit kann nicht des Teufels sein, aus dem einfachen Grunde, weil in ihr göttliche Kräfte lebendig sind, weil in der Vernunft, die sie besitzt, sich eine Macht regt, die stark genug ist, das Böse immer und immer wieder zu überwinden.

Aus dieser Überzeugung Goethes erklärt sich dann auch jene innere, künstlerische Form, die der „Prolog im Himmel" bekommen hat. Es ist ganz unverkennbar, daß durch diese Dichtung bei allem tiefen Ernst ein stark humoristischer Zug hindurchgeht. Die Art, wie Goethe den Herrgott hier zeichnet, ist nicht ohne eine gewisse altväterliche Gemütlichkeit. Eine Vermenschlichung ist hier mit dem Bilde des unendlichen und ewigen Gottes vorgenommen, die auf der einen Seite außerordentlich schön stimmt zu der ganzen mittelalterlichen Welt des Denkens und Fühlens, in die uns der Faustſtoff hineinführt; auf der andern Seite aber wird uns gerade durch dieses feine Mittel jene unergründliche Erhabenheit und

rätselvolle Tiefe des göttlichen Schaffens, in die uns Goethe hineinsehen lassen muß, menschlich näher gebracht. Auf diese Weise gewinnen wir ein persönliches Verhältnis zu dem göttlichen Wesen, vor dem die Engel sich erschauernd beugen, von dessen Majestät sie bekennen, daß keiner sie erfassen kann. Man kann sie nur anschauen, sich in sie andächtig versenken, aber man darf es nicht wagen, die Weisheit, die in seinem unergründlichen Wirken lebendig ist, auszuschöpfen. Wenn die Engel so reden, was sollen wir Menschen dann sagen? Wir würden erst recht verstummen müssen, wir würden vor dieser erhabenen Majestät zusammensinken müssen, ohne zu wagen, die Augen zu ihr zu erheben, wenn Goethe uns nicht durch jenen feinen, leise humoristischen Zug ein menschlich naives Verhältnis zu diesem Wesen ermöglicht hätte.

Das Gleiche gilt von der Art, wie Goethe den Teufel zeichnet. Auch der Teufel ist in dem „Prolog" humoristisch gefaßt. Gott nennt ihn ja selbst den Schalk. Er spielt in der Tat die Rolle eines Hofnarren im Hofgesinde des allmächtigen Gottes. Auch das ist ein weiser, künstlerischer Zug Goethes, denn nur dadurch ist es möglich, daß das rein Teuflische für uns überhaupt erträglich wird. Wenn man sich das Teuflische in seiner ganzen abgrundtiefen Bosheit vergegenständlicht dächte, würde uns die Dichtung auf die Dauer unerträglich sein, wir wären in der Tat nicht fähig, den Anblick einer solchen Gestalt dauernd zu ertragen. Wir brauchen nur etwa an die Sätze im ersten Teil zu denken, wo diese Bosheit uns in ihrer ganzen höllischen Gemeinheit entgegentritt, um zu begreifen, daß sich eine solche Gestaltung ohne stärkste Gefährdung

des befreienden Eindrucks der ganzen Dichtung nicht hätte aufrecht erhalten lassen. So gewinnt denn Goethe dadurch, daß er diesen humoristischen Zug in das Bild des Teufels einfügt, die Möglichkeit, uns auch diese Gestalt näher zu bringen und menschlich erträglich werden zu lassen.

Es kommt aber noch ein weiterer Gesichtspunkt hinzu, unter dem wir den Teufel betrachten müssen. Mephistopheles ist von Goethe schon im „Prolog" durchaus als tragische Gestalt gedacht und gestaltet worden, und insofern als ein Wesen, das uns bei allem Entsetzen, das es uns erregt, doch zugleich ein starkes Mitgefühl, ja Mitleid abnötigt. Es ist doch so, daß wir bei der Wette, die hier im „Prolog" zwischen Gott und dem Teufel abgeschlossen wird, mit dem Herrgott von vornherein der Überzeugung sind, bei Faust wird es dem Mephistopheles nicht gelingen, ihn von seinem Urquell, vom Streben zur Höhe, zu Gott, abzuziehen und ihn *seine* Straße zu führen. Wir zweifeln nicht einen Augenblick, daß Gott seine Wette gewinnen wird. Der Teufel freilich glaubt dies nicht. Er ist der Meinung, seine Mittel würden schon genügen, um auch diesen großen, rastlosen Geist, von dessen ungemessenem Wollen und Streben er selber ausdrücklich redet, von Gott schließlich abziehen zu können. Aber es gelingt ihm nicht. Und gerade weil schon der „Prolog" uns ganz überwältigend die Sicherheit gibt, seine Absicht werde dem Teufel nicht gelingen, erscheint uns die Gestalt des Mephistopheles von vornherein im tragischen Lichte. Er kämpft einen vergeblichen Kampf, seine Anstrengungen sind von vornherein zum Scheitern ver-

urteilt. Er kann nicht gewinnen, denn er ist ja weiter nichts als ein Diener Gottes. Er bildet sich zwar ein, er sei Glied einer zweiten, selbständigen Weltmacht, der des Bösen, er sei darum genau so kräftig, genau so mächtig, wie Gott selbst, ja gelegentlich versteigt er sich in der Dichtung sogar zu dem stolzen Worte, daß die Macht des Bösen schließlich wieder die ganze Welt in ihren Bann würde zwingen können, daß die Nacht schließlich das Licht wieder verschlingen werde, aber das ist eitle Selbsttäuschung, denn das Böse ist Gott gegenüber eben nicht selbständig, sondern es ist weiter nichts als Mittel zum Zweck. So erfüllt der Teufel, und das ist das Großartige an dieser Weltanschauung Goethes, ohne es zu wissen, ohne es zu wollen, ja trotz des leidenschaftlichen Widerstrebens seines Wesens, im letzten Grunde doch Gottes Willen und quält sich ab für Gottes Ziele und Gottes Pläne. Und schließlich muß er am Ende der Dichtung dastehen, beschämt, wie in so vielen mittelalterlichen Geschichten, als der geprellte, dumme Teufel, der sich an etwas gewagt hat, was er nicht die Kraft hatte durchzuführen. Er muß zuletzt scheitern, weil er als verneinender, zerstörender Geist, als Inbegriff jener Kräfte, die nur niederreißen und vernichten, natürlich kein Gefühl und kein Verständnis dafür haben kann, daß in dieser Welt neben den zerstörenden die bauenden und schaffenden Kräfte nicht nur auch am Werke sind, sondern daß diese bauenden und schaffenden Kräfte am Ende immer die stärkeren sind, weil Gottes Allmacht dahinter steht. Mit diesem großen, befreienden Gefühl entläßt uns der Prolog, und so leitet er uns hinüber in die große Dichtung, in

der sich der Kampf um Faustens Seele vor uns abspielt, in der wir sein Irren und Ringen, sein Kämpfen und Streben, seine Schuld und seine Erlösung, kurz den ganzen reichen Inhalt eines weltumspannenden, großen Menschengeistes in unvergeßlichen Bildern und Gestalten erleben.

3. Bis zum Osterspaziergang.

Wir beginnen heute mit dem ersten Teil von Goethes „Faust". Seine große Dichtung leitet auch Goethe mit einem Selbstgespräch Faustens ein, und zwar läßt er uns in ihm den entscheidenden Wendepunkt in Fausts Leben erleben. Faust blickt zurück auf all das, was er getan, was er gedacht und erstrebt hat, und er hat das Gefühl, daß er nichts von dem, was er wollte, erreicht hat. Sein Leben kommt ihm als zwecklos, inhaltslos, vertan vor. Durch ein einziges Wort zeigt er uns, in welcher Stimmung er sich befindet: „Ich sehe, daß wir nichts wissen können!" Nichts wissen können! nicht etwa bloß daß wir nichts wissen. Das wäre noch erträglich, aus dem einfachen Grunde, weil man sich doch sagen könnte: mangelhaftes Wissen läßt sich ergänzen, läßt sich bereichern, vertiefen! Aber die Einsicht, nichts wissen zu können, das heißt für ihn: überhaupt am Ende zu stehen, da er ja Gelehrter ist, dessen Beruf und Lebensinhalt doch im Erkennenwollen und Wissen besteht. Faust ist sich im Laufe seines Lebens und seiner gelehrten Arbeit darüber klar geworden, daß wir Menschen immer nur an der Oberfläche der Dinge herumtasten, daß wir tausende von Tatsachen zusammenbringen und zusammenscharren, daß aber diese Tatsachen

uns nicht weiterführen, uns nicht hineinführen in die Tiefe der Dinge, daß wir immer nur das „Das“ wissen und selten oder nie das „Wie“, daß wir nur sehr selten sagen können: „Warum und wozu ist denn das oder jenes grade so und nicht anders?“ Aber erst wenn wir uns dieses Warum? und Wie? und Wozu? beantworten könnten, erst dann könnten wir sagen, wir erkennen die Welt; erst dann wären wir nicht mehr an die Oberfläche gebunden, wären nicht mehr auf die Schalen angewiesen, sondern hätten die Tiefe, den Kern wirklich erfaßt.

Faust nun macht sich in dem Augenblicke, wo wir ihn kennen lernen, darüber kein „X“ für ein „U“ mehr, daß der Menschengeist dazu nicht imstande ist. Da er aber doch Gelehrter ist, kann man es verstehen, daß ihm beim Rückblick das Leben, das er geführt, verfehlt vorkommen muß und daß seine Gedanken leidenschaftlichsten Ausdruck gewinnen, einen Ausdruck, der auch den erschüttern muß, der vielleicht nie gelehrte Neigungen besessen und das verzehrende Erkenntnisstreben nie recht gefühlt hat. Die Erschütterung, die uns alle packt, kommt daher, daß wir nachfühlen können, daß der Weg, den Faust gegangen ist, auf dem er zur inneren Befriedigung, zum Glücke kommen wollte, — es war für ihn der Weg der Erkenntnis —, ihm diese Befriedigung nicht gebracht hat. Er ist nicht glücklich geworden in seinem Leben, weder äußerlich — er hat sich weder Gut noch Geld noch besonderes Ansehen durch seine Lebensarbeit erringen können — noch innerlich glücklich — er hat keine Befriedigung von seiner Arbeit gehabt.

Und doch: trotz aller Enttäuschung kann er den Erkenntnisdrang nicht abschütteln, er ist nun einmal mit seinem Wesen, mit der tiefsten Tiefe seiner Persönlichkeit verwachsen, und er müßte gleichsam sich selber aufgeben, wenn dieser Erkenntnisdrang aus seinem Leben ausgelöscht werden sollte. Darum kann und mag er nicht völlig auf ihn verzichten. Vielleicht eröffnet sich ihm ein neuer Weg, — diese Hoffnung hält ihn noch aufrecht, — ein Weg ganz anderer Art, der ihn in die Tiefe der Welt hineinführen könnte. Es ist der Weg der Magie, der Zuhilfenahme übernatürlicher Mächte, der ihm vorschwebt. In diesem Wunsch und Gedanken spricht sich Fausts riesenhaftes Streben ins Unendliche hinein gleich am Anfang der Dichtung so deutlich wie nur möglich aus. Dies Verlangen, mit Hilfe der Magie die Welt und ihre Tiefen zu ergründen, heißt nichts anderes, als mit Hilfe übernatürlicher Kräfte die Schranken menschlichen Wesens, die Schranken der Endlichkeit gewaltsam zu überspringen, die Hemmungen zu vernichten, unter denen der Menschengeist leidet, die ihn an seiner freien Betätigung hindern.

Fausts Feuerseele erträgt es nicht länger, mitten unter dem Moderstaub von Büchern zu leben, die ihn nicht weiter bringen, er will mehr, er will das ursprüngliche Leben der Welt in seiner Kraft und Tiefe schauen und erleben. Damit sind wir an einem Wendepunkt seines Lebens angelangt. Er will sehen, was die Welt im innersten zusammenhält. Alle Wirkungskraft der Dinge soll ihm klar vor Augen liegen. Nach Wirklichkeit verlangt er, vom bloßen Wortemachen hat er genug.

Machen wir uns kurz klar, was das bedeutet! Zunächst ist soviel klar, daß hier ein großes künstlerisches Wollen in der Seele dieses Gelehrten lebendig wird. Bisher ist er den Weg des Gelehrten gegangen, d. h. den Weg, auf dem man mühsam, Schritt für Schritt, tausend Einzelerkenntnisse sammelt und verarbeitet, um schließlich, so gut es geht, aus unzähligen, einzelnen Entdeckungen ein Ganzes zusammenzuzimmern, aus kleinsten Bausteinen die große Welt nachzubauen, nachzuschaffen. Über Faust aber ist jetzt ein ganz anderes Verlangen Herr geworden. Er will nicht mehr von den Einzelheiten zum Ganzen kommen, wie es der Gelehrte macht, er will, wie der Künstler, gleich das Ganze schauen, will in einem einzigen, großen Bilde erfassen, wie die Welt im Ganzen beschaffen ist. Er will erleben, was ihm der Verstand so, wie er es wünscht, gar nicht geben kann. Zusammenschau ist es, wonach er verlangt, er möchte die Welt als ein in sich zusammenhängendes Ganzes erfassen im Gegensatz zu der Zersplitterung, zu der das Verfahren der verstandesmäßigen Erkenntnis führt.

Damit zeigt er uns, daß in diesem Wunsch sich noch etwas anderes regt als ein künstlerischer Wille: in ihm ist zugleich ein mystisch-religiöser Drang lebendig. Faust will nicht nur, wie ein Künstler, die Welt als Einheit schauen, er will sie als solche zugleich *erleben*. Er will in dies unendliche Meer von Leben, das die Welt ist, hineintauchen, er will mit seiner Feuerseele der Gottnatur mitten ins Herz dringen und alles, was sie an Tiefe und Größe, an Kraft und Schönheit in sich birgt, in seiner eigenen Seele nacherleben.

Dazu aber braucht er einen Führer. Der Führer, an den er sich wendet, ist einer jener Magier, wie sie im Mittelalter lebten. Er nennt sich Nostradamus, und es war einer jener Menschen, in denen der ungestüme, faustische Lebensdrang lebendig war, sich in die Unendlichkeit hineinzustürzen und sie nachzuerleben. Dieser Nostradamus hat dann, was er geschaut und erlebt von dem unendlichen Leben, in einem Buche darzustellen versucht. In künstlerisch durchdachten Zeichen und geheimnisvollen Sinnbildern enthüllte er die ganze große, geheimnisvolle Welt der Unendlichkeit.

Faust schlägt dieses Buch nun auf und erblickt das Zeichen des Makrokosmus, d. h. das Sinnbild des Weltalls, der unendlichen Weltseele. Dies Zeichen überwältigt und beglückt ihn. Er fühlt wieder junges Lebensglück durch seine Adern rinnen, er fühlt sein inneres Toben, seine Unbefriedigung und Unruhe ruhig werden. Dies Zeichen erfüllt ihn mit unendlicher Freude, denn in ihm schaut er auf einmal das, was er sich ersehnt hat, das ganze Wirken der Natur, in ein klares Bild zusammengefaßt. Ja, er schaut mehr, er erkennt auf einmal die unendliche Harmonie, den Einklang, der in der Welt trotz aller Mißklänge doch vorhanden ist, der alles Einzelne in seinen Bann zwingt, so, wie es in ihrem Gesange die drei Erzengel voll Bewunderung preisen. In diesem Zeichen kommt ihm auf einmal zum Bewußtsein, wie in der unendlichen Welt alles Einzelne nur ein Glied des Ganzen ist, wie alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt. Er erkennt, wie unendliche Kräfte aufwärts und abwärts steigen, die das All durch-

dringen, um zu wirken und zu schaffen, Himmelskräfte, die da, wo sie wirken, Segen bringen, die die Welt immer und immer wieder vorwärts und aufwärts führen zu immer höheren Zielen. Je mehr er sich in dies Zeichen vertieft, umso mehr weitet sich sein Empfinden selber zur Unendlichkeit, und so tief ist dies Erleben, daß er schließlich fragend ausruft: „Bin ich ein Gott?“ Er fühlt, wie in seiner Seele die Unendlichkeit selber lebendig wird, er glaubt, das unendliche Leben der Gottnatur leibhaftig zu erfassen.

Aber auf einmal wird ihm klar, daß er ja doch nur ein Sinnbild vor sich habe, ein Schauspiel, an dem sich zwar seine Künstleraugen erfreuen können, daß es aber nicht die Wirklichkeit selbst ist, die er doch erleben wollte. Da kommt ihm die sehnsüchtige Frage über die Lippen: Wo faß' ich Dich, unendliche Natur? Er will sich ihr nicht nur schauend gegenüber verhalten, sondern er will die Quellen des Lebens, die Brüste, die alles Leben säugen, mit seinem übermenschlichen Wollen fassen und das Leben selbst in sich hineinsaugen. Aber wie kann das Unendliche erlebt werden von einem endlichen Geiste? Das hieße: das unermeßliche Meer in ein kleines Gefäß schöpfen!

Und weil er sich das sagt, darum wird er in seinen Wünschen bescheidener. Wenn er den Makrokosmus, das Weltall, nicht erfassen und erleben kann, dann gelingt es ihm vielleicht mit einer tieferen Stufe des Weltganzen, mit dem Erdgeist. Dieser Erdgeist ist mehr als ein schönes und klares Sinnbild all der unendlichen Kräfte, die hier auf unserer Erde am Werke sind, in der Natur und in der Menschenwelt, in Lebensfluten und im Tatensturm;

er ist der lebendige Geist, der durch die Ereignisse der Erde genau so sich offenbart, wie der Menschengeist durch seine Taten. Indem er ihn beschwört, hofft Faust, könnte er der Erde Glück und der Erde Weh, all das, was durch den Erdgeist schon an Erlebnissen hindurchgezogen ist, in seiner Seele nacherleben, dann könnte er sein menschliches Ich zum umfassenderen Ich des Erdgeistes erweitern und so wenigstens einen Teil der Unendlichkeit in sich nacherleben. Und in seinem übermenschlichen Verlangen, sein Ich zu dem der ganzen Erdenwelt zu erweitern, drängt er sich heran an die Seele des Erdgeistes, und sein Seelenflehen hat solche Gewalt und ist so unwiderstehlich, daß es den Erdgeist zu erscheinen zwingt.

Doch in dem Augenblicke, wo dies gewaltige Gesicht ihm erscheint, bricht er zusammen, da faßt den Übermenschen ein erbärmliches Grauen. Zwar bäumt sich, als der Erdgeist ihm zu Gemüte führt, daß er, der sich eben noch vermessen, die Unendlichkeit in sich zu fassen, nun zusammenbreche bei seinem Erscheinen, noch einmal sein ganzer Trotz auf: „Soll ich dir, Flammenbildung, weichen? Ich bin's, bin Faust, bin deinesgleichen". Aber das ist nichts als maßlose Selbstüberhebung. Gewiß: Faust ist einer von den Erdengeistern, die schrankenlos ins Unendliche hinausstreben, er ist einer von den Menschen, auf die mit Recht jenes Wort, das Goethe zum ersten Male geprägt hat, paßt: „Übermensch"; er ist keiner von den gewöhnlichen Menschen, wie wir alle es sind, sondern einer, in dem wirklich ein Stück Unendlichkeit lebendig ist. Insofern steckt etwas Wahres in seinen Worten, er kann den Erdgeist bis zu einem gewissen

Grade nacherleben, er fühlt sich ihm nahe und vertraut. Und trotzdem: die Schranke bleibt, die Schranke, die darin liegt, daß er eben doch Mensch, d. h. ein räumlich und zeitlich beschränktes Wesen ist, und sie kommt ihm hier erschütternd zum Bewußtsein. Denn die Art, wie auch der größte Mensch die Unendlichkeit nacherleben kann, ist doch nur eine sehr begrenzte. Es ist ein Nacherleben in der Einbildungskraft, verstärkt durch die Sehnsucht, über die Grenzen unseres beschränkten Ichs herauszukommen. Aber das ist doch immer nur ein Nacherleben in der Vorstellung, kein wirkliches Erleben der Unendlichkeit: er bleibt dabei so endlich wie zuvor. Und eben das bringen ihm die Worte des Erdgeistes zum Bewußtsein: was Du in Deiner Einbildungskraft nur nachschaffst, das schaffe ich wirklich, was Du bloß in der Vorstellung hast, das wirke ich, ein ewiger Tatensturm bin ich, ein einziges, unendliches Bauen und Schaffen. Durch die Worte des Erdgeistes wird ihm klar, wie vermessen und lächerlich es doch ist, sich hinwegsetzen zu wollen über alle Schranken der Menschlichkeit und der Endlichkeit. Der Erdgeist ist bescheiden genug zu bekennen, daß er mit all der unendlichen Lebenskraft, die in ihm sich auswirkt, nichts weiter tue als der Gottheit lebendiges Kleid zu wirken. Was ist es schließlich, was auch der Erdgeist schafft? Unendlich wenig, wenn wir an die ganze, unfaßbare Unendlichkeit denken. Er wirkt mit am Kleide des unendlichen Gottes, mehr nicht. Eben gerade dieses Einordnen des Erdgeistes aber in ein höheres, umfassenderes Ganze, dieses Gefühl, selbst nur Teilkraft einer unendlichen, unerkennbaren und ewigen Allkraft zu sein, zeigt Faust erst seine

ganze Vermessenheit, denn er wollte sich ja nicht einordnen, sondern sich hinausheben über alles andere.

Wir können es nachfühlen, daß dieser Zusammenbruch seiner vermessenen Wünsche für Faust ein unendlich harter sein muß. Dem Übermenschen kommt auf einmal die ganze Tragik des Endlichen zum Bewußtsein. Wir Menschen reden stolz davon, daß wir das Ebenbild der Gottheit sind, und Faust entnahm daraus den vermessenen Anspruch, daß er als das Ebenbild der Gottheit sie auch müsse nacherleben können. Und nun muß er hier zu seiner tiefsten Qual erleben, daß dieser Gedanke weiter nichts war als ein törichtes Übersehen der Schranke, die uns Menschen nun einmal gezogen ist, gezogen durch unser körperliches Dasein, durch alle die äußeren und inneren Beschränkungen unserer Willenskraft, durch die Beschränktheit unseres Denkvermögens. Wir tasten nur herum an den Dingen, und wenn wir in ihr Wesen eindringen wollen, dann stoßen wir überall auf unübersteigliche Wände.

Aber trotzalledem: es ist doch Faust, der dies erleben muß, und daß Faust etwas Besonderes bedeutet und daß dies Erleben für ihn darum ein unendlich tragischeres sein muß, als für gewöhnliche Sterbliche, das macht Goethe im nächsten Auftritt deutlich, wo Wagner erscheint und ihn stört. Die Neugierde und Lernbegier treibt Wagner her, denn er glaubt, daß Faust, sein Lehrer, der mit mächtigem Seelenflehen den Erdgeist zu sich herzwang, deklamiere, um vielleicht am nächsten Tage im Hörsaal einen besonders schönen Eindruck zu erzielen. Wagner hat natürlich kein Verständnis für das, was in Fausts

Feuerseele lebendig ist. Grade durch die Gegenüberstellung dieser beiden Männer aber wird uns noch einmal besonders klar, was Faust für ein Geist ist. Wir erkennen deutlich, was ihn von allen anderen Menschen unterscheidet. Wagner darf nicht etwa als komische Person betrachtet werden. Er ist vielmehr durchaus ernst zu nehmen. Er ist der Vertreter einer Art menschlicher Betätigung, die an sich wertvoll ist, die wir garnicht entbehren können. Daß er lächerlich wirkt, das kommt nur daher, daß er diesem gewaltigen Übermenschen gegenübersteht, mit dem er sich nicht entfernt messen kann.

Was unterscheidet nun Wagner von Faust? Wagner ist der richtige Gelehrte, ein Mensch, dem es ums Einzelne zu tun ist, Faust dagegen der genial Begabte, der das Ganze ins Auge faßt, der Allschauer im Gegensatz zu dem, der sich ins Einzelne verliert, verzettelt. Damit hängt zusammen, daß Wagner seinen Lebensinhalt darin sieht, immer und immer wieder neues Wissen aufzuspeichern zu dem schon vorhandenen. Mühsam, Schritt für Schritt geht er seinen Weg und freut sich über jede neue Entdeckung, und wenn sie noch so bescheiden und geringfügig ist. Denn er weiß, daß jede, und auch die bescheidenste Entdeckung, doch einen Stein in den großen Erkenntnisbau der Menschheit fügt. Faust kann diesen Weg nicht gehen, aus dem einfachen Grunde, weil er eine schöpferische Persönlichkeit ist, weil die Kraft, die im Unendlichen wirkt, auch in ihm baut und schaffen will. Menschen wie Faust sind die Gefäße des unendlichen, göttlichen Lebens; sie sind die Offenbarungsträger

Gottes, die das, was für alle andern verborgen ist, mit einem Schlage von dieser oder jener Seite her erhellen, die oft mit einem Gedankenblitz die Menschheit weiter bringen als tausend andere mit ihrer mühsamen und peinlich gewissenhaften Arbeit. Ein Mensch wie Wagner kann natürlich nicht weiter kommen, wenn er nicht immer und immer wieder in die Schätze der Vergangenheit hineingreift und das benutzt, was andere vor ihm gedacht und ergrübelt haben. Er steht auf den Schultern von tausend Vorgängern, und deswegen muß er ihre Arbeit kennen, er muß sie berücksichtigen, er lebt in der Welt der Bücher. Er kann garnicht auf die Bücherwelt verzichten, weil er ohne sie nicht wissen könnte, ob er wirklich weiter baut, ob er sich nicht um etwas müht, was vielleicht schon längst von anderen entdeckt und gesagt ist. Ganz anders ist es mit Faust. Er mag sich nicht an das schon Gewesene, Erledigte, für ihn Tote halten, er verlangt nach dem ursprünglichen Leben. Er mag nicht aus abgeleiteten Quellen trinken. Er wendet sich darum nicht an das gedruckte, vergilbte, vermoderte Bücherwissen, er wendet sich an die unendliche, lebendige Natur selbst. Er versucht, die Natur zum Reden zu zwingen, daß sie ihm ihre Geheimnisse offenbare. Wagner bleibt im Einzelwissen stecken, Faust dagegen drängt über das bloße Einzelwissen hinaus zu einer Weltanschauung, die gleichsam von oben her das Ganze überschauen und nicht mühsam von unten her aus tausend Einzelheiten es sich aufbauen will. Besonders deutlich sichtbar endlich wird der Gegensatz beider Männer in der Stimmung, die in beiden lebendig ist. Bei Wagner spricht aus jedem

Worte eine ganz erstaunlich satte Behaglichkeit, die sich am überheblichsten ausspricht in dem Gefühl, wie wir es doch zuletzt so herrlich weit gebracht haben in der Erkenntnis. Der Mensch, der vom Einzelwissen ausgeht und der dieses Einzelwissen täglich durch neues Wissen ergänzt und erweitert, fühlt sich ganz selbstverständlich erhaben über alle früheren Jahrhunderte, weil sie längst nicht so viel gewußt haben, wie er. Wissen bläht auf, sagt schon Paulus. Für Faust dagegen ist aller Wissensstolz lächerliche Einbildung. Er weiß, daß wir gar kein Recht zu solch satter Behaglichkeit haben, daß wir gar keine Veranlassung haben, so stolz auf frühere Zeiten herabzusehen. Im letzen Grunde sind wir kein Haar besser gestellt als alle früheren Jahrhunderte, denn auch all unser Wissen ist nur Scheinwissen, besten Falles Stückwerk. Eine starke Unbefriedigung ist darum das Gefühl, das in ihm lebendig ist. Wieder bricht die Erkenntnis wie schon im Anfang bei ihm durch: ich sehe, daß wir nichts wissen können. Das macht die Sehnsucht des Menschengeistes so quälend und niederdrückend, daß er von tausend Rätseln umgeben ist, daß die Menschen sich seit tausenden von Jahren gequält und gemüht haben, diese Rätsel zu lösen, und daß wir heute noch genau auf demselben Fleck sind wie vor tausend Jahren.

Jetzt wird uns auch die Bedeutung verständlich, die dieser merkwürdige Auftritt für die Gesamthandlung hat. Liest man den Faust zum ersten Mal, so drängt sich einem gewiß die Frage auf: ist das Gespräch zwischen Faust und Wagner nicht eigentlich eine unangenehme Unterbrechung des großen Selbstgesprächs Fausts, das

nach der Beschwörung des Erdgeistes einfach wieder aufgenommen werden müßte? Platzt nicht Wagners Aufdringlichkeit überaus störend in Fausts Seelenkämpfe hinein? Und doch ist diese Szene nötig, denn wenn wir uns in das zweite Selbstgespräch Fausts vertiefen, dann merken wir bald, daß in ihm zwar scheinbar dieselben Gefühle, die gleiche Unbefriedigung und Verzweiflung sich ausspricht, daß ihn fast dieselben Gedanken bedrängen und daß doch, bei genauerem Hinhören, die Stimmung sich als eine ganz andere erweist als im ersten Selbstgespräch. Das, was Faust im ersten Selbstgespräch als sein persönliches, tragisches Schicksal erlebte, das tritt ihm durch seine Unterhaltung mit Wagner plötzlich entgegen als das Schicksal alles Menschentums überhaupt. Sein persönliches Geschick wird zum Weltgeschick, zum allgemeinen Menschenlos. Von hier aus müssen wir die uns schon vertrauten Gedanken neu verstehen.

Worin liegt denn die Eigenart unseres Menschenloses? Zunächst in der betrübenden Tatsache, daß alles Große, alles Schöne und Edle, das in des Menschen Herzen sich regt, immer wieder, sowie es sich in der Welt durchsetzen will, auf den trägen Widerstand der Materie und der Masse stößt. Es ist eine furchtbare Seite der Menschengeschichte, an die Faust schon in der Unterhaltung mit Wagner denkt. Ist nicht gerade das Größte und Wertvollste fast stets mit Blut erkauft? Gibt es ein erschütternderes und furchtbareres Weh als dies, daß gerade die größten unseres Geschlechtes, die eine Quelle des Segens gewesen sind für ganze Geschlechter, daß

gerade die Menschen, die ihren Brüdern Neues und Großes zu verkünden hatten, von jeher zumeist gekreuzigt und verbrannt worden sind? Die Unterhaltung mit Wagner hat Faust die Augen geöffnet, woran das liegt: die Masse und die träge Materie widersteht allem Neuen. Nach dem Gesetz der Trägheit empfindet man es als unangenehm, umlernen zu müssen. Wenn etwas tausend Jahre Sitte gewesen ist, mit welchem Recht maßt sich dann ein Einzelner an, neue Gedanken zu verkünden und neue Forderungen zu stellen? Dagegen sich aufzulehnen erscheint als gutes Recht. Und wenn er nicht freiwillig auf seine Forderung verzichtet, dann muß man ihn mit Gewalt dazu zwingen.

Zur Trägheit und zum Stumpfsinn der Masse aber kommt die eigene Trägheit, das eigene satte Behagen jedes einzelnen: das macht uns alle mitschuldig daran, daß die Menschheit ihren größten Vertretern dieses trübe Los bereitet. Wir wollen nicht vorwärts schreiten, es ist ja viel bequemer, in dem alten Strom weiter zu schwimmen als gegen den Strom anzukämpfen, als zu versuchen, Neues und Besseres an die Stelle des Guten zu setzen. Das ist das Traurige in der Welt, daß das Gute, das besteht, so oft der Feind des Besseren ist, das sich erst durchsetzen will. Wenn aber das Gute sich anmaßt, das Letzte zu sein, wenn es nichts Besseres, nichts als sich selbst dulden und alles andere zurückdrängen will, so hört es auf, das Gute zu sein, dann wird es das Schlechte.

Und noch ein anderes wird Faust jetzt klar. Aller Aufschwung der Seele, der uns emporhebt über alle

trübe Alltäglichkeit, wird uns Menschen so unsäglich schwer gemacht, durch den Spott der Anderen, weil alles Ungewöhnliche von vornherein als unangenehm oder lächerlich empfunden wird, schwer gemacht vor allen Dingen auch durch Regungen und Kräfte, die in uns selber ruhen, und die sich mit dem Widerstand unserer Umwelt verbinden, um uns herunterzuziehen und zu lähmen. Die größte und gefährlichste dieser Mächte ist die Sorge. Es ist klar, daß ein Mensch, dessen Dasein vielleicht in Frage gestellt ist, der nicht weiß, wovon er morgen leben soll, innerlich gelähmt ist. Wie kann ich ihm zumuten, daß er seine Seelenschwingen regt, daß er sich zu höherem Leben hinaufschwingt, wenn er durch die Sorge um den nächsten Tag mit eisernen Klammern am Boden festgehalten wird. Und mit der Sorge verbinden sich die Furcht und die Angst, die uns das Leben vollends unerträglich werden und unsere Seele sich nicht frei emporschwingen lassen. Und wie steht es denn mit dem Erkenntnisstreben, das für Faust bisher den Inhalt seines Lebens gebildet hat? Ist da etwa das allgemeine Menschenlos besser als sein eigenes? Was ist denn das Ergebnis einer Prüfung der Menschheit? Wie selten sehen wir Klarheit des Denkens, und wie breit macht sich überall die Verwirrung der Sinne und Köpfe! Wir Menschen leben ja garnicht am hellen Tag, wir leben in der Dämmerung! Vielleicht umgibt uns, ohne daß wir es recht merken, dunkle Nacht. Nicht Klarheit ist der Inhalt unseres Denkens und Wollens: Wie oft taumeln wir dahin, blind, unbewußt, gejagt von unseren Leidenschaften und Trieben! Unsere Erkenntnismittel aber,

durch die wir uns den Weg durch die Dunkelheiten der Welt und des Lebens zu bahnen versuchen, alle jene Dinge, auf die wir heute so stolz sind: die Experimente der Naturwissenschaft, die Instrumente, mit denen wir die Natur zwingen wollen, uns zu antworten auf unsere Fragen, leisten sie wirklich, was sie sollen? Was bekommen wir mit ihrer Hilfe heraus? Wir erleben es immer und immer wieder: das, was wir gerne wissen möchten, erfahren wir auf diesem Wege nicht. Die Natur läßt sich ihres Schleiers nicht berauben. Beschränktheit unseres Verstandes, Beschränktheit unserer Erkenntnismittel, Versagen unseres Willens: das ist unser Los. So hat Faust recht, wenn er von sich und erst recht von allen anderen Menschen sagt, daß wir dem Wurme gleichen, der im Staube wühlt, nicht aber den Göttern. Wem das so niederschmetternd aufgegangen ist wie Faust, dem wird auch die Frage quälend auf der Seele brennen: wozu lebt in uns dann überhaupt dies unauslöschliche Streben nach Wahrheit? Wäre es nicht tausendmal gescheiter gewesen, wir hätten das Wenige, das wir vom Vater ererbten, verpraßt?

So verstehen wir, wie aus dem ganzen erschütternden Erleben Fausts der Entschluß zum Selbstmord mit Notwendigkeit emporwächst. Zum Selbstmord reif war Faust schon nach der vergeblichen Beschwörung des Erdgeistes. Da war er eigentlich schon am Ende mit seinem Willen zum Leben. Aber Goethe erreicht dadurch, daß er die Wagnerszene eingeschoben hat, künstlerisch etwas außerordentlich Wertvolles. Denn der Selbstmordentschluß nach der Szene mit dem Erdgeist wäre heraus-

geboren gewesen aus ganz leidenschaftlich dumpfer Erregung und Verzweiflung. Jetzt ist der Selbstmordentschluß nicht mehr das Erzeugnis dumpfer Leidenschaft und eines unwiderstehlichen Gefühlsausbruches, sondern das Ergebnis klaren, völlig bewußten Wissens und ruhig entschiedenen Wollens. Jetzt wäre der Selbstmord, wenn er zur Ausführung käme, nicht mehr eine Tat der Verzweiflung, herausgeboren aus dem Wunsche, ein Ende zu machen, sondern unendlich viel mehr. Der Entschluß zum Selbstmord ist jetzt der Ausdruck desselben übermenschlichen Drängens und Wollens in die Unendlichkeit hinein, das wir schon längst als Kern der Persönlichkeit Fausts erkannt haben. Denn was bedeutet dieser Entschluß? Nichts anderes als völlig ungebrochen und völlig heiter die Pforten, die ihn von der Unendlichkeit trennen, gewaltsam aufzureißen. Faust ist vollkommen davon überzeugt, daß der Tod, den er jetzt selber in heiterer Stimmung sucht, kein Ende ist. Wie kann ein so unendlicher Lebensdrang ein Ende haben, wie kann eine Persönlichkeit wie Faust ausgelöscht werden, als wäre sie ein kleines Licht, das man ausbläst und das dann nicht mehr leuchtet? Das wäre ja sinnlos! So klingt durch seine Worte deutlich genug die Überzeugung hindurch, daß ein neues Leben nach diesem beschränkten irdischen sich ihm eröffnen, ein neuer Tag für ihn anbrechen werde, der ihn zu neuen Sphären reiner, ungetrübter, ungehemmter Tätigkeit führen werde. Alles, was er hier auf dieser Erde als Hemmung und Beschränkung erlebte, das fällt in dem Augenblicke von ihm ab, wo er den Körper, die Hülle seiner Seele, abwirft. Dann wird sein Geist

frei, dann kann er sich hineinschwingen in ein neues Leben und sich betätigen ungehemmt und schrankenlos, so wie es seine Seele wünschte, wie sie es aber auf Erden niemals erreichen konnte.

So verstehen wir, daß Faust diesen furchtbaren Entschluß geradezu in einer Art festlicher Stimmung fassen kann. Der Tod ist ihm kein Schrecken, er wäre es nicht einmal dann für ihn, wenn er ihn in das Nichts hinausschleuderte. Denn auch das Nichts erschiene ihm besser als dieses zwecklose Weiterschreiten in dem inhalt- und ergebnislosen Dasein, zu dem er sich verdammt fühlt.

Zur festlichen Stimmung gehört aber etwas scheinbar Äußerliches. Den Gifttrank, mit dem er seinem Leben ein Ende machen will, will er zu sich nehmen aus einer besonders schönen Schale. Und so langt er sich jene kristallne, reine Schale vom Bücherschrank herunter, die mit tausend Jugenderinnerungen verknüpft ist, die so manches Fest mit ihm erlebt hat. Er ahnt freilich nicht, daß in dem Augenblicke, wo er seine Hand nach dieser Schale ausstreckt, ein Umschwung in seiner Seele vor sich gehen muß; denn in dem Augenblicke, wo diese Schale in seiner Hand ruht, wacht natürlich seine ganze Jugendzeit auf. Und was er da erlebt hat, das war doch nicht bloß eitel Plage, eitel Sorge und Beschränkung. Es gab doch auch manches helle Glück in seiner Jugend. War dann aber wirklich das Leben so zwecklos und sinnlos, wie es ihm jetzt erscheinen wollte? Wenn die Vergangenheit doch so manches reine Glück in sich barg, konnte dann die Zukunft ihm nicht auch noch manche Erfüllung seiner

Sehnsucht bringen? Vielleicht war bloß sein bisheriger Weg ein falscher? Vielleicht ließ sich sein heißes Verlangen nach Glück und reiner Befriedigung anders stillen als auf dem Wege, auf dem er es bisher versuchte? Mit solchen Erinnerungen und Gedanken aber kommt von selbst eine weiche Stimmung über ihn. Die macht ihn innerlich unfähig, jenen heldenhaft kühnen Entschluß, seinem Leben ein Ende zu machen, wirklich auszuführen.

In diesem Stimmungsumschwung treffen ihn die Töne des Ostergesanges und der Osterglocken, und mit unwiderstehlicher Gewalt zieht dieser Klang die Giftschale von seinem Munde. Er kann nicht ausführen, was er soeben noch gewollt, seine Tränen rinnen, und sie müssen rinnen, weil mit diesen Klängen so überwältigend, daß er sich garnicht dagegen wehren kann, seine ganze Jugendzeit wieder aufersteht, jene selige Zeit, wo er noch nicht von Zweifeln geplagt war, wo er noch nichts erlebt hatte von diesem Sichzermartern und -zergrübeln des Verstandes, wo er noch inbrünstig zu beten vermocht, die Zeit, in der ein ihm selbst unbegreifliches und doch so holdes Sehnen in ihm lebendig war, wo er seine Schmerzen und sein Glück hinaustrug an den Busen der Natur und wo er unter tausend heißen Tränen sich eine Welt hoher Hoffnungen und seliger Sehnsucht erträumte. Jetzt freilich ist diese wunderschöne Welt der Jugendzeit und des Jugendglaubens längst versunken, aber sie war doch einmal in ihm lebendig, und sie war so schön, daß er nicht mehr imstande ist, in der wehmütigen Erinnerung an sie seinem Leben ein Ende zu machen.

Es ist ein künstlerisch besonders feiner Zug, daß Goethe grade die Auferstehungsglocken diesen Umschwung in Faustens Seele bewirken läßt. Auferstehungsfest, das ist ja das Fest der Sieghaftigkeit des Lebens. Im Auferstehungsglauben hat sich die Sehnsucht des menschlichen Geistes nach unendlichem, ewigem Leben ihr deutlichstes Sinnbild geschaffen. So gewinnt also in diesem Augenblick das Leben selber über Fausts Lebensüberdruß den Sieg.

Der neu erwachte Lebensdrang treibt Faust hinaus ins Freie. Es hält ihn nicht mehr in seinem engen Gemach, wo er unter verstaubten Büchern, unter von Motten halb zerfressenem, altväterlichem Gerümpel bisher gehaust hat. Das freie, bunte Leben der Natur, wie er es in seiner Jugend genossen hat, lockt ihn unwiderstehlich heraus. Und so schließt sich in wundervoller Weise der Osterspaziergang Fausts an seine Selbstgespräche und die tiefen Erschütterungen, die sich in ihnen Luft machten, an.

Goethe hat uns in diesem Auftritt ein prachtvolles Bild bunten Lebens entworfen, eine erstaunliche Fülle verschiedenartigster Gestalten zieht vor unsern Augen vorüber. Bunt wechselt die Stimmung, wir erleben allerlei Heiteres und Ernstes, und immer wieder ist Faust der Mittelpunkt des Ganzen. Ein Gefühl ist es vor allem, das ihn beherrscht: das Gefühl der Freude, Mensch zu sein; er fühlt sich von Herzen wohl unter diesen schlichten, einfachen Leuten, während Wagner nichts Rechtes anfangen kann mit diesen ursprünglichen, naiven Menschen, die ihres Daseins froh sind, lachen und sich vergnügen.

Während Wagner sich zurücksehnt in seine stillen vier Wände, gesellt sich Faust mit neu erwachter Lebenslust zu den lachenden, übermütigen Menschen, die er von früherher genau kennt und die ihn verehren. Es ist, als wenn die vertrockneten Quellen seines Innern von selber wieder zu strömen beginnen. Und nicht nur die Menschen, auch die Natur hat es ihm angetan. Jetzt hat er wieder Augen für ihre überwältigende Schönheit und lachende Anmut, und er gibt seiner Freude Ausdruck in Versen, die zu den schönsten gehören, die in deutscher Sprache überhaupt gedichtet worden sind.

Aber indem Faust diesem neuen Lebensdrang mit ganzer Lust sich hingibt, indem er all das in sich hineinschlürft, was er Jahre, vielleicht Jahrzehnte nicht mehr recht genossen hat, wacht in ihm auch wieder zu voller Kraft jene Zwiespältigkeit auf, die in seiner Seele angelegt ist, die ihm aber seit langem nicht mehr zum Bewußtsein kam, weil sein Erkenntnisverlangen den heißen Lebenswillen gewaltsam zum Schweigen gezwungen und fast unterdrückt hatte. Aber zwei Seelen wohnen in seiner Brust, das wird ihm jetzt wieder mit Schmerzen klar. Bisher ist er einseitig nur den Weg der Erkenntnis gegangen, er hat sich bemüht, nur in der Welt der Vernunft zu Hause zu sein, und hat geglaubt die Welt der Lebenslust und -freude mißachten zu müssen. Er hat aber nichts gewonnen auf diesem Wege als Enttäuschung und Lebensüberdruß. Und nun wacht inmitten der lachenden Natur und der fröhlichen Menschen, je mehr er ihn seither zurückgedrängt, je stärker er ihn unterdrückte, um so kräftiger der Lebenswille in ihm auf, der unwiderstehliche Wunsch

und Drang, Teil zu haben an allem, was Menschenherzen an Freude und Leid erleben können.

Diese beiden Seelen, Erkenntnisverlangen und Lebensdrang, oder Vernunft und Sinnlichkeit, wie wir auch sagen können, sind aber natürlich nicht nur in Faust lebendig, es sind vielmehr die beiden Grundrichtungen alles menschlichen Seelenlebens überhaupt. Hier wird uns wieder einmal besonders deutlich, daß das, was Faust erlebt, garnicht bloß das Erlebnis eines einzelnen, besonders begabten Menschen ist, vielmehr ein Erlebnis von allgemein menschlicher Bedeutung, das jedem einzelnen von uns mehr oder weniger stark gleichfalls zuteil wird, wenn auch natürlich nicht mit dieser unendlichen Kraft und Leidenschaft wie Faust. Es gibt keinen Menschen, der nicht diese beiden Seelen in seiner Brust spürte, die eine, die ihn nach oben zieht, hinein in die Welt der Vernunft und reiner Geistigkeit, in die Welt des unbeschränkten und ungehemmten Sichentfaltens geistiger Kräfte, und jene andere Seele, die in seinem körperlichen Dasein und dessen Triebleben wurzelt und ihn mit tausend Liebesarmen an die Welt der Sinne sich festklammern läßt, um sie auszuschöpfen mit allem, was sie bietet.

Je stärker diese beiden Seelen in einem Menschen angelegt sind, um so tragischer, verwicklungsreicher, zerrissener, qualvoller wird sein Leben, um so stärker und peinigender dringt in jedem Erlebnis das Gefühl hindurch, daß die andere Seite nicht zu ihrem Rechte kommt. Das aber ist gerade Fausts herbes und hartes Geschick, daß diese beiden Seelenkräfte gleich stark in ihm angelegt

sind, daß er sich nach beiden Seiten gleich stark hingezogen fühlt, daß er deswegen niemals zur inneren Ausgeglichenheit und Ruhe kommt. Unfriede und Zerrissenheit ist das Zeichen seines inneren Lebens.

Indem er aber jetzt den Erkenntnisdrang, der ihm doch nur Enttäuschung brachte, gewaltsam zurückdrängt, wie bisher den Lebensdrang, und nun dieser stürmisch hervorbricht, ist damit sofort die Möglichkeit gegeben, daß Mephistopheles in sein Leben eingreifen kann. Bisher bot ihm Faust sozusagen keinen Angriffspunkt. Denn ein Mensch, der in der Welt des reinen Geistes lebt, ein solcher Mensch ist unangreifbar für die armen Künste des Mephistopheles, der allein in der Welt der Sinnlichkeit zu Hause ist. Einem rein geistigen Leben kann der Teufel nichts anhaben, wohl aber liegt er auf der Lauer, wenn der Lebensdrang und das sinnliche Begehren im Menschen lebendig wird, wenn das Triebleben sich mit überwältigender Kraft zu regen beginnt. Denn dann besteht die Gefahr, daß jenes Himmelslicht der Vernunft, das als große Gabe der Gottheit im Menschen brennt, allmählich erstickt wird, bis es erlischt. So ist es denn ganz meisterhaft beobachtet, daß Mephistopheles in dem Augenblick mit dem Versuche, sich Faustens zu bemächtigen, einsetzt, wo Faust ihm auf halben Wege entgegenkommt. Weil der Lebenswille von Faust wieder Besitz ergreift, weil die Lust am Leben wieder in ihm erwacht ist, kann Mephistopheles hoffen, ihn nun s e i n e Straße, die Straße der Sinnlichkeit, sacht und unbemerkt zu führen und so sich seiner Seele zu bemächtigen. Als Pudel drängt er sich in seine Nähe. Fausts scharfer Blick erkennt, daß

dieses Tier kein gewöhnliches ist, daß in ihm vielmehr etwas Besonderes, Unheimliches sich verbirgt und verkleidet ist. Er sieht die Feuerkreise, die er zieht, mit denen er ihn umschlingen will. Für den nüchternen Wagner ist das freilich nur ein Pudel wie alle Pudel, und auch Faust kommt schließlich ab von seinem Gedanken; denn das Tier erscheint ihm zu gelehrig, zu dressiert: dann kann sich aber kein Naturgeist in ihm verstecken, wie er es erst dachte, denn die Natur ist etwas Lebendiges, Ursprüngliches, Ungekünsteltes, ein Naturgeist also würde keine Dressurkunststücke machen. Mephistopheles liegt offenbar nichts daran, sich jetzt schon zu enthüllen, vielleicht weil Wagner dabei ist. Und so geht er als unbedeutender Pudel mit ihm. Faust aber läßt ihn bei sich und nimmt ihn mit sich hinein in seine Zelle. Erst dort enthüllt sich ihm das Tier als Abgesandter der Hölle.



4. Bis zur Hexenküche.

An den Osterspaziergang schließt sich eine zweite Studierzimmerszene an, eine Szene, in der die Stimmung, die während des Osterspazierganges in Faust lebendig geworden ist, nachwirkt. Durch diese Szene geht ein ganz eigenartiger Gegensatz hindurch zwischen der ruhigen, weichen, wehmütigen Stimmung Fausts und den tierischen Lauten des höllischen Geistes, den er in der Gestalt des Pudels mit in seine stille Klause gebracht hat.

Die Stimmung der stillen Klause, die Goethe ganz außerordentlich fein getroffen hat, erinnert an ein Bild, das Sie wohl alle kennen, an den Holzschnitt Albrecht Dürers „Hieronymus im Gehäus". Hier wie dort ist es eine besinnliche, beschauliche Stimmung, in der alle Leidenschaft der Seele zur Ruhe kommt, wo die Seele Einkehr hält in sich selbst und in ganz ruhiger Beschaulichkeit in sich hineinblickt. Kein Wunder, daß da die Vernunft bei Faust wieder zur Geltung kommt, daß mit ihr auch Hoffnung und Sehnsucht wieder lebendig werden, daß die Frage unabweisbar laut wird: „Ist das Leben wirklich so ganz eitel?" Unmittelbar nach dem Osterspaziergang, wo er wieder mitten hineingeraten war in das Gewühl und Getriebe frischen, lachenden Lebens,

kann ja gar kein anderes Gefühl als das des Vertrauens zu solchem Leben in ihm sich regen. Mit der Lebenslust aber wacht natürlich auch die Sehnsucht nach dem Urquell alles Lebens von neuem in ihm auf. Er müßte ja nicht Faust sein, wenn das nicht geschehen sollte. Aber freilich: diese Sehnsucht nach dem Urquell des Lebens kann er nicht stillen aus eigener Kraft. Darüber ist er sich endgiltig klar geworden. Mit lähmender Gewißheit weiß er es, daß er mit seiner menschlichen Kraft nicht weit reicht, daß er nicht imstande ist, hinzudringen bis zum Urquell des Daseins.

Da kommt ihm der Gedanke, daß, wenn er auch zu schwach war, um aus eigener Kraft bis zu des Lebens Quellen zu gelangen, vielleicht andere Geister stärker gewesen sind als er. Vielleicht könnten ihn jene geheimnisvollen Offenbarungsbücher alter Zeiten hinein blicken lassen in die Tiefen des Lebens?! So greift er denn zu solch einem Buche und zwar zu dem Neuen Testament. Er hat das deutliche Gefühl, daß das Licht der Offenbarung nirgends heller leuchtet als gerade in diesem Buche. Er schlägt es aber nicht an beliebiger Stelle auf, sondern greift nach dem vierten Evangelium, jenem mystischen Evangelium des Johannes, das nicht nur das Lieblingsbuch Luthers, sondern auch Goethes unter allen biblischen Büchern gewesen ist und das auch in der alten Faustsage eine große Rolle spielt, weil es das Evangelium der Liebe zu Gott und den Menschen ist, und dem Teufel gerade darum besonders verhaßt ist.

Nun schlägt Faust dieses ihm vertraute Buch auf, um sich bei ihm Rat zu holen und Klarheit zu bekommen

über die Rätsel der Welt. Faust ist durchaus kein Offenbarungsleugner. Er ist durchdrungen von der Überzeugung, daß es eine Offenbarung gebe; es gibt für ihn Menschen, die imstande sind, tiefer hinein zu blicken in die Welt als die Durchschnittsmenschen, Menschen, die die Geheimnisse der Welt den anderen zu enthüllen vermögen, nicht aus eigener Kraft, sondern durch Erleuchtung von seiten des Weltwesens und Weltgrundes selbst. Freilich: Faust ist nicht Christ in dem Sinne, daß er sich bedingungslos der Offenbarung des Neuen Testaments fügt. Er stellt sich ihr vielmehr gegenüber mit dem Ausspruch auf die Selbständigkeit seiner eigenen Vernunft und auf das Recht seines eigenen Denkens. So übt er an dem, was er dort liest, sofort Kritik.

Er schlägt den Anfang jenes geheimnisvollen vierten Evangeliums auf und liest da: „Am Anfang war das Wort". Aber kaum hat er diesen rätselvollen Satz gelesen, da stutzt er schon und kann nicht weiter. War denn wirklich am Anfang aller Dinge das Wort? Kann man wirklich sagen, damit hätte man das Geheimnis alles Daseins erfaßt? Liegt im „Wort" die Enthüllung alles dessen, was wir in der Welt als rätselhaft empfinden? Nein! das Wort kann er so hoch nicht mehr schätzen, seit ihm das „In-Worten-kramen" zuwider geworden ist. Das Wort ist ja nichts anderes als ein nichtiger, vergänglicher Hauch, eine willkürliche Aufeinanderfolge von einzelnen Lauten. Bedeutung gewinnt das Wort erst durch etwas Anderes, durch den Sinn, den wir damit verbinden. So müßte es also heißen: „Im Anfang war der Sinn". Aber wieder kommt er damit nicht weiter. Sind wirklich damit alle

Rätsel gelöst, daß man sagt: die Welt hat einen Sinn, sie quillt aus tiefer Vernunft heraus? Sind damit wirklich alle Fragen beantwortet? Nein! deswegen nicht, weil vom Sinn keine Brücke zur wirklichen Welt führt. Ich kann in meiner Vorstellung und Einbildungskraft unendlich viele sinnvolle Welten bergen, ohne imstande zu sein, eine einzige ins Dasein zu rufen. Dazu gehört Macht und Kraft, um so mehr, als wir in der Welt kein ruhiges Sein erleben, sondern ein unerhört starkes, kraftvolles Werden, ein Werden, das unerschöpflich immer wieder neue Formen herausquellen läßt aus dem Urschoße der Wirklichkeit, ein Werden, das von einer Einbildungskraft geleitet scheint, die keine Grenzen und kein Ende kennt. Wenn wir dieses rastlose Werden, dieses ewig neue Schaffen und Gestalten neuer Formen auf uns wirken lassen, dann genügt es uns nicht mehr zu sagen, hinter der Welt stecke ein Sinn. Vielmehr müssen wir Faust recht geben, wenn er sagt: „Im Anfang war die Kraft". In der Tat: eine unendliche Kraft ist in der Welt lebendig und am Werke, die weder Schranken noch Maß kennt, die ins Unendliche hineinwirkt und sich niemals erschöpft. Aber auch das Wort „Kraft" löst noch nicht alle Rätsel, weil wir unter Kraft leicht nur etwas Blindes und zugleich Unerklärliches verstehen. Denken wir etwa an einen Begriff wie „Naturkraft". Jede Naturkraft wütet blind darauf los, zerstört und vernichtet, was geschaffen ist, und fragt nichts nach dem Werte des Geschaffenen und Zerstörten. Macht aber die Welt wirklich nur den Eindruck des Waltens blindwütiger Naturkräfte, oder macht sie nicht vielmehr einen anderen Eindruck? Faust sagt:

ja! Einen Zug empfindet er als den wichtigsten und beherrschenden im Weltgeschehen: die unsagbar großartige und herrliche Zweckmäßigkeit und Ordnung, die schon der Gesang der drei Erzengel rühmte und pries. Alles Einzelne webt sich in der Welt zum Ganzen. Die einzelnen Baustoffe und Kräfte dieser Welt wüten nicht blind gegeneinander, eine höhere Gewalt schließt sie zusammen zu gemeinsamem Wirken und einheitlichem Schaffen, wodurch immer höhere und zweckvollere Formen des Daseins ermöglicht werden. Um aber eine so zweckvolle Weisheit und sinnvolle Ordnung deutlich zu bezeichnen, die uns überall aus dem Geschehen und den Gebilden der Welt hervorleuchten, genügt das Wort „Kraft“ nicht mehr. Darum faßt Faust das Ergebnis seines Sinnens in den Satz „Im Anfang war die Tat“. „Tat“ ist ein bewußtes, planvolles Geschehen, nicht nur eines, das Kraft in sich birgt, sondern eines, das diese Kraft zu einem besonderen, gewollten Ziele lenkt. Tat ist höher als blinde bewußtlose Kraft. Tat ist bewußtes schöpferisches Wollen.

In dem Augenblicke, da Faust das sagt, kann er seine Gedanken nicht mehr weiterspinnen, nicht etwa weil er nun endgültig befriedigt ist, sondern weil der Teufel ihn stört. Mephistopheles, den Faust schon mehrfach zur Ruhe vermahnt, stört ihn nämlich jetzt durch ein ganz unerträgliches Heulen und Bellen. Warum tut er das? Weil er nicht länger ruhig zuhören kann, wie Faust auf dem besten Wege ist, durch seine ruhige, vernünftige Überlegung seinen, den Fängen des Teufels, zu entrinnen. Denn was bedeutet die Erkenntnis „Im Anfang

war die Tat" anderes als das Bekenntnis zu einem göttlichen Willen, der sich in der Welt offenbart? Wo Tat, wo bewußtes Wollen d. h. Schaffen ist, da ist natürlich auch ein Täter, ein Schöpfer. So ist Faust durch sein Nachdenken zur Anerkennung eines göttlichen Wesens gelangt, das den Ursprung all dieses unendlichen Werdens bildet und alles Wirkliche herausquellen läßt aus unergründlicher Tiefe.

Aber noch etwas anderes ist es, was der Teufel nicht vertragen kann. Es ist ganz selbstverständlich, daß, wenn die Tat das letzte, lösende Wort für die Rätsel der Welt sein soll, sich daraus sofort eine Forderung auch für das Menschendasein ergibt. Dann ist schöpferisches, plan- und sinnvolles Wollen das, worin allein der Wert des Menschenlebens besteht. Ein Mensch, der sich von seinen dumpfen Begierden treiben läßt und sich von bloßem Genußleben befriedigt fühlt, ist nicht wert, Mensch zu heißen. Nur der Mensch verdient sein Leben, in dem göttliche Schöpferkraft sich regt, der zum Inhalt seines Lebens tätiges Schaffen, bewußtes Wollen, planvolles Handeln macht. In seinem letzten Satze: „Im Anfang war die Tat" blitzt in Faust zum ersten Male die Erkenntnis eines Lebenszweckes auf, zu dem er sich erst am Ende seines Lebens völlig durchringt. Würde er ihn zum wirklichen Inhalt seines Lebens machen und sich schon jetzt von der Notwendigkeit planvollen Handelns und Schaffens leiten lassen, dann wäre er für Mephistopheles verloren. Darum kann dieser ihn nicht ruhig weiter denken lassen, er greift ein und stört ihn so empfindlich, daß Faust ihm die Tür weist und schließlich

merkt, was für einen Gast er sich mit nach Hause gebracht hat.

Er fängt an, ihn zu beschwören, und denkt, es sei ein Naturgeist in der Gestalt des Pudels mit hineingekommen. Aber die Beschwörungen fruchten nichts. Der Geist, der sich in den Pudel verwandelt hat, enthüllt sich nicht. So greift Faust zu immer stärkeren Beschwörungen, bis er ihm schließlich mit der Beschwörung durch die Dreieinigkeit droht. Erst da enthüllt sich der wahre Kern des Pudels. Mephistopheles erscheint, und zwar in der Gestalt eines fahrenden Schülers. Offenbar darum, weil er sich in solcher Verkleidung am leichtesten unauffällig als Begleiter Fausts zeigen und so am bequemsten mit ihm die Weltfahrt unternehmen kann.

Nun schließt sich eine Szene an, die nach verschiedener Richtung hin außerordentlich bedeutsam ist. Mephistopheles läßt uns auf die Frage Fausts nach seinem Namen gleich in sein innerstes Wesen hineinblicken. Es ist der Geist leidenschaftlicher Empörung gegen alles Göttliche, es ist der Haß der Nacht und der Finsternis gegen den Tag und das Licht, es ist der Widerstreit des Bösen gegen das Gute, der Haß des Chaos, der Unordnung gegen die Ordnung, der Kampf der zerstörenden Kräfte gegen die schaffenden, der leidenschaftlichste Vernichtungswille gegen alles Bestehende und Lebendige.

Aber so erschreckend auch dieser Haß ist, die Gestalt seines Trägers wirkt doch tragisch. Zähneknirschend muß er bekennen, daß er seine Kraft immer und immer wieder vergeblich anstrengt, um diese plumpe Welt zu

vernichten. Er hat das klare Gefühl, daß im Grunde genommen alles zwecklos und vergeblich ist, was er tut. Was versucht er nicht alles! Mit Stürmen, Wellen, Schütteln, Brand will er dieser unendlichen Schöpferkraft ans Leben gehen, die sich in der Welt offenbart. Er will sie vernichten, aber es gelingt ihm nicht. Schon im Gesang der drei Erzengel hörten wir davon, wie die Stürme auf der Erde wüten, und wie trotz alledem die Schöpfung ein einziger großer Einklang bleibt, da alle Kräfte der Zerstörung niemals imstande sind, die tiefe große Ordnung, auf der die Welt aufgebaut ist, in ihren Grundfesten zu erschüttern. Trotz aller Anstrengung ist also Mephistopheles gegenüber der unerschöpflichen Kraft des Lebens und des Schaffens ohnmächtig. Vergeblich müht er sich ab, etwas zu leisten, was er nicht kann. Man kann es ihm nachfühlen, daß er schier platzen möchte vor Wut in dem Gefühl seiner gänzlich zwecklosen Arbeit. Ja, es blitzt sogar der Gedanke in ihm auf, daß er, indem er das Böse will und alles zu vernichten strebt, grade dadurch das Gute schafft, daß er also wider seinen Willen gerade das, was er haßt und zerstören will, zum Siege zu bringen hilft. So hat er das ganz richtige Gefühl, daß er im letzten Grunde garnicht selbständig ist, daß er nur Diener ist, Handlanger für einen Höheren, den er nicht gern nennt, und daß er nicht imstande ist gegen diesen Höheren aufzubegehren. Das Wort; das Faust ihm ins Gesicht schleudert, daß er vergebens seine kalte Teufelsfaust der heilsam schaffenden Gewalt des göttlichen Willens tückisch entgegenballe, schließt diesen Einblick in das Wesen des Mephistopheles wundervoll

ab: ewig und heilsam schaffende Gewalt, das ist das Göttliche, und der Teufel ist nur dazu da, dieser göttlichen Gewalt immer wieder die Wege zu bereiten, indem er durch das Böse, das er wirkt, das Gute anreizt. Ein Blick in die menschliche Geschichte beweist die Wahrheit und Richtigkeit dieser Goetheschen Erkenntnis auf das schlagendste. Nur ein Beispiel sei herausgegriffen! Die Zeitgenossen Napoleons I. haben ihn fast nur als einen Geist höllischer Zerstörung empfunden. Sie sahen nichts wie die zerstörenden Wirkungen, die von ihm ausgingen, sie sahen durch ihn die Welt in ein Meer von Blut getaucht und haßten ihn darum aufs grimmigste. Und doch ist vielleicht keiner ein größerer Segenspender für uns Deutsche gewesen, als Napoleon es gegen seinen Willen gewesen ist. Wie unendlich viel Ballast aus früherer Zeit hat er mit einem Schwertstreich oder mit einem Federstrich beiseite geräumt! Er hat zum ersten Male auch uns Deutsche zum Bewußtsein unsres gemeinsamen Vaterlandes gebracht, indem er uns den Fuß auf den Nacken setzte, und er hat in vieler Hinsicht dem Einigungswerke Bismarcks den Boden geebnet.

Schon das erste Zusammentreffen Fausts mit dem Teufel zeigt zugleich deutlich, daß Faust im Grunde genommen doch von Anfang an diesem Geiste der Verneinung innerlich überlegen ist. Er durchschaut ihn, und das, was der Teufel ihm als sein innerstes Wesen enthüllt, das kommt ihm nichtig, lächerlich, ja im letzten Grunde verächtlich vor. Was Faust hoch erhebt über den Teufel, das ist der schöpferische Geist, jenes nie zur Ruhe kommende Streben, etwas zu schaffen und zu leisten,

was Wert hat in sich selber und so leicht nicht untergehen kann. Er will sich nicht begnügen mit dem Alltäglichen, mit dem Gewöhnlichen. In ihm ist der Wille lebendig, einzudringen in die Tiefen der Welt und mitzubauen an der unendlichen Schöpfung. Gleich in der ersten Szene, wo sich Faust und Mephistopheles gegenüberstehen, gewinnen wir so die ganz sichere Gewißheit, daß ein Geist wie Faust unmöglich eine Beute des Teufels werden kann.

Mephistopheles selbst nähert sich Faust nur langsam und vorsichtig, wohl weil er selber das Gefühl hat, daß er Faust so schnell doch nicht für sich gewinnen kann. Um ihn sicher zu machen, spielt er ihm eine doppelte Komödie vor. Er tut zunächst so, als wäre er in Fausts Gewalt. Einen Drudenfuß, ein Fünfeck zur Abwehr böser Geister, hat Faust auf die Schwelle gezeichnet, aber etwas ungenau, indem die eine Ecke nicht ganz zusammenschließt. Mephistopheles erklärt nun, er habe dies bei seinem Eintreten nicht bemerkt und könne nun nicht mehr zurück, er sitze fest und sei in Fausts Gewalt. Das ist natürlich unwahr: Wenn er wollte, würde er sich dadurch nicht halten lassen. Er hat genug Mittel und Wege, um sich aus diesem scheinbaren Gefängnis zu befreien, und er beweist das ja auch am Schlusse der Szene, wo er Faust einschläfert und sich befreit. Wozu also diese Komödie? Er will Faust in Sicherheit wiegen; dieser soll das Gefühl haben, der Teufel könne von ihm durch bestimmte Maßnahmen zum Dienst gezwungen werden. Wenn Faust merkt, daß auch der Teufel und die Hölle unter festen Gesetzen stehen, dann muß diese Meinung natürlich das Gefühl

der Sicherheit in Fausts Seele hervorrufen. Darauf aber kommt es Mephistopheles an. Faust freut sich denn auch dieser Macht, die er scheinbar über den höllischen Dämon ausübt, denn Mephistopheles will sich empfehlen, und Faust zwingt ihn, da zu bleiben. Mephistopheles aber sieht das garnicht ungern, denn dadurch gewinnt er Gelegenheit zu der zweiten Komödie, die ihn einen Schritt näher zu seinem Ziele führen soll, sich Faustens Seele zu bemächtigen. Er macht Faust den Vorschlag, ihm die Zeit durch ein kleines Gaukelspiel zu vertreiben. Faust läßt sich das gern gefallen, und so befiehlt der Teufel seinen höllischen Geistern, eine Fülle bezaubernder und verführerischer Bilder, begleitet von einer leisen, süßen Musik, vor Fausts Seele vorüberziehen zu lassen. Diese bunten Bilder, die in den Worten des Gesanges nur angedeutet sind, haben natürlich den Zweck, Fausts Lebenslust und sinnliche Begierde anzureizen und ihn dadurch in ein Meer des Wahns zu tauchen. Echt teuflisch aber ist es von Mephistopheles gehandelt, daß er Faust in dem Augenblick, wo dieser einschlummert, verläßt, daß er seine Begierde zwar entfesselt durch die verführerischen Bilder, die er ihm vorgaukeln läßt, daß er sie aber nicht befriedigt, weil er hofft, daß je mehr er die Begierde entfesselt, ohne sie zu befriedigen, das Begehren nur um so leidenschaftlicher und heißer in Fausts Seele aufsteigen wird. Um so leichter wird er dann mit ihm fertig werden und ihn betören, so hofft er, wenn er von neuem erscheint.

Er täuscht sich freilich vollständig über Faust, und es zeigt sich immer wieder, wie wenig er ihn begreift. Faust erwacht und sieht sich allein. Er glaubt natürlich,

daß alles doch nur ein Traum war, der ihn damit genarrt habe, daß er Gewalt über den Teufel besitze, ihn zu fesseln, während ihm in Wahrheit nur ein Pudel entsprungen sei. Also kein leidenschaftliches Aufflammen seiner sinnlichen Begierden, wie der Teufel hoffte, ist das Ergebnis des Gaukelspiels, sondern nur eine lähmende Enttäuschung und ein starker Lebensekel. Mit der Frage: was kann die Welt mir wohl gewähren? begrüßt er den Teufel, als dieser wieder erscheint. Nicht Lebensfreude, sondern Lebensmüdigkeit hat der Teufel bei ihm zu Wege gebracht. An dieser Stelle blicken wir ganz besonders tief in Fausts Seele hinein. Worunter dieser Mensch am tiefsten gelitten hat, das ist die ganze hoffnungslose Unbefriedigung des menschlichen Daseins überhaupt, nicht diese oder jene einzelne Enttäuschung. Der Mensch ist ein endliches, beschränktes Wesen, durch seinen Körper an irgend einen bestimmten Punkt des Raumes gebunden, unselbständig und ohnmächtig in seinem Wollen und Handeln, begrenzt in der Betätigung seiner körperlichen und geistigen Kräfte. In diesem schwachen, tausendfach gehemmten Wesen ist aber zugleich doch auch eine unstillbare Sehnsucht nach unendlicher Betätigung im Erkennen, Genießen und Handeln lebendig. So krankt der Mensch an einem unheilbaren Widerspruch. Auf der einen Seite möchte er im All aufgehen und sein Ich zur Unendlichkeit erweitern, auf der anderen Seite kann und will er doch aber sein Ich trotz all seiner Enge und Beschränktheit nicht aufgeben. In diesem heillosen Widerspruch wurzelt die ewige Unbefriedigung alles Menschendaseins. Wir pendeln ruhelos einher zwischen den beschränkten Zielen, die wir

erreichen können, und der unendlichen Sehnsucht, die uns beseelt, zwischen dem Augenblicksdasein, zu dem wir verdammt sind durch die sich jagenden Anregungen und Reize, die jeder Tag mit sich bringt und dem sehnsüchtigen Verlangen nach Ewigkeit und Unendlichkeit, nach Ruhe und Vollkommenheit, zwischen einem Glücksverlangen, das sich damit begnügt, die Sinne zu befriedigen, und der ununterdrückbaren Sehnsucht nach einem Seelenfrieden, der höher ist als alles Erdenglück. So ist der Mensch ein Spielball, der ruhelos hin- und hergeworfen wird zwischen unvereinbaren Gegensätzen. Die Welt ist so unendlich, so unergründlich reich und tief, und wie armselig beschränkt ist doch selbst der größte, umfassendste Menschengeist!

So verstehen wir, wie Faust aus dieser Stimmung heraus den Sinn und Inhalt des ganzen Menschendaseins in das eine Wort zusammenfassen kann: „entbehren". Entsagung verlangt jeder neue Tag von uns, jeder Augenblick des Lebens zwingt uns, auf unsere Wünsche zu verzichten, immer von neuem müssen wir es erleben, daß wir eben nicht können, wie wir wollen, daß wir Schritt für Schritt auf Hemmungen und Widerstände stoßen, denen wir nicht gewachsen sind, daß der Gott in unserem Busen nicht imstande ist, nach außen irgend etwas zu bewegen. Kein Wunder, daß diese erschütternde Einsicht Faust den verzweifelten Ausruf abpreßt: „Und so ist mir das Dasein eine Last, der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt."

Verhaßt ist es ihm vor allem darum, weil der Mensch trotz seiner besseren Einsicht sich doch immer wieder durch

allerlei Täuschungen an das Leben fesseln läßt. Da ist die Hoffnung, daß es doch vielleicht wieder besser werden könnte, wenn es einem auch jetzt gerade schlecht geht; da ist der Stolz auf unsere Kenntnisse und Fähigkeiten und Leistungen; da ist der sinnliche Reiz der Schönheit, von dem wir uns so gern verführen lassen; da halten uns Ruhmsucht und Besitzgier fest, die uns erstrebenswerte Ziele vorspiegeln. Vor allem aber ist es die Geduld, die uns immer wieder die Enttäuschungen und Einschränkungen, die das Leben mit sich bringt, erträglich macht. Alle diese Mächte, die uns so stark ans Leben fesseln, daß wir jeden Tag von neuem den Versuch wagen, trotz aller Bitternisse weiter zu leben in der Hoffnung, daß es vielleicht doch einmal schöner und besser werde, erscheinen Faust jetzt auf einmal als leere Einbildungen, als blendendes Gaukelwerk, durch das wir Menschen immer wieder in diese Trauerhöhle des Lebens hineingebannt werden. Da macht sich all seine Bitterkeit und Enttäuschung Luft in jenem leidenschaftlichen Ausbruch seines Innern, wo er den Fluch schleudert gegen alles Dasein, vor allen Dingen aber gegen jene Einbildungen, die dem Menschen das Leben als wertvoll vorgaukeln und ihn doch nur narren. Das Menschendasein ist wertlos und nichtig, des Menschen Leben ist nichts als eine zwecklose Quälerei, das ist die furchtbare Einsicht, die ihm jetzt aufgegangen ist.

In dem Augenblicke, wo er sie ausspricht, gibt er sich freiwillig dem Teufel hin. Die göttliche Welt hat er zertrümmert, und sofort beginnen die höllischen Geister ihren verführerischen Gesang, in dem sie ihn locken, wie

er als Halbgott die schöne Welt zerschlagen, so sich eine neue, prächtigere aufzubauen, eine Welt der Wollust, eine Welt des Lebensgenusses. Und dazu, daß er das kann, bietet ihm Mephistopheles seine Dienste an. Zu Lust und Taten und neuem Lebenslauf will er ihm verhelfen, wenn er nur erst den Gram abschüttelt, der ihm am Leben frißt.

Aber auch hier wird uns wieder deutlich, wie wenig Mephistopheles den Faust versteht. Er will ihm geben, was noch kein Mensch gesehn. Und er denkt dabei natürlich an unerhörte, sinnliche Genüsse. Aber Faust kann garnicht im Genuß dauernde Befriedigung gewinnen, denn er weiß ja, daß jeder Genuß den Wurm der Enttäuschung schon in sich trägt. In dem Augenblicke, wo die sinnliche Begierde sich in uns regt, erscheint uns das Ziel unseres Begehrens als unsäglich schön und reizvoll, erreichen wir aber die Befriedigung unserer Begierde, dann bemächtigt sich unser zumeist eine große Enttäuschung: denn so schön und reizvoll wie unsere Einbildungskraft sich ihn ausmalte, ist der Genuß in Wirklichkeit niemals. Genuß kann aber auch darum nie ein dauerndes Glück, eine bleibende Befriedigung gewähren, weil er immer nur Augenblicksseligkeit ist. Es ist kein Mensch imstande, länger als ein paar Augenblicke den Duft der schönsten Blume wirklich zu genießen, da unsere Nerven ziemlich schnell sich abstumpfen, so daß uns bald unangenehm und widerlich wird, was eben noch unser höchstes Entzücken war. Und gerade dann, wenn der Genuß sein Höchstmaß erreicht, schlägt er zumeist in sein Gegenteil um, da greift der Ekel Platz.

Doch ganz abgesehen von dem allen: Faust will garnicht, wie Mephistopheles denkt, bloß den Genuß, die Wollust erleben, er will genau so stark den Schmerz empfinden. Faust müßte nicht Faust sein, wenn er sich so einseitig nur an die Lust des Lebens halten wollte. Nein! er will das ganze Leben auskosten in allen seinen Höhen und Tiefen, und dazu gehören Leid und Schmerz genau so stack wie Lust und Freude. Eben darum kann er getrost die Wette mit dem Teufel eingehen, daß dieser ihn nie dazu wird bringen können, daß er beruhigt in sattem Behagen und wunschlosem Auskosten des Augenblicks sich auf ein Faulbett legen werde.

Und noch ein letzter Punkt zeigt uns deutlich, daß Faust dem Mephistopheles innerlich weit überlegen ist. Er verspricht das Streben seiner ganzen Kraft dem Mephistopheles, er bleibt also auch im Genußleben, dem er sich jetzt hingibt, doch der Faust. Anstelle des Überschwanges seines Erkenntnisstrebens ist nur jetzt der Überschwang seines Lebenswillens getreten: wollte er früher alles erkennen, so will er jetzt alles genießen. Die Unersättlichkeit, das Streben ins Unendliche ist geblieben: nur der Gegenstand seines Strebens hat sich geändert. In Wirklichkeit will er immer noch dasselbe wie am Anfang: die ganze Welt will er erfassen und erleben, wie früher mit dem Verstande, so jetzt mit den Sinnen und dem Gefühl. Solch unendliches Verlangen aber könnte der arme Teufel gar nicht wirklich befriedigen, selbst wenn er es wollte. Und deswegen haben wir deutlich das Gefühl, daß Faust nicht dauernd von ihm gefesselt werden kann, weil Mephistopheles eines Menschen

Geist in seinem hohen Streben gar nicht zu fassen vermag.

So macht uns die Wette, die Faust mit dem Teufel eingeht, nicht bange um seine Seele. Es steht hier eigentlich ebenso wie bei der ersten Wette, die zwischen Gott und dem Teufel im Himmel abgeschlossen wurde: dem schöpferischen Geiste ist der Geist der Zerstörung auf die Dauer nicht gewachsen. Schöpferische Kraft göttlichen Willens aber regt sich auch im tiefsten Streben des Menschengeistes. Mephistopheles bemüht sich zwar auf alle Weise, Faust dieses Unendlichkeitsstreben zu verekeln. Mit den Worten: „Du bist am Ende, was Du bist" gibt er ihm zu verstehen, daß er trotz seines leidenschaftlichen Verlangens, die ganze Welt zu erfassen und in seinem Busen zu erleben, doch ein Mensch bleibe, für den es unmöglich sei, sein Ich zur Welt zu erweitern, da das Ganze nur für einen Gott gemacht sei. Aber wenn auch des Teufels Hohn, Fausts Streben, zu genießen, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, sei nur lächerliche Einbildung und sein Verlangen, der Menschheit Krone zu erringen, nur Größenwahn, ihre Wirkung auf Faust in der Stimmung, in der er jetzt ist, nicht verfehlen und er sich, angeekelt, dem Teufel hingibt, so ist es doch eine arge Selbsttäuschung des Mephistopheles, wenn er Faust bei dessen Abgehen höhnisch und triumphierend nachruft: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft! . . . So hab ich dich schon unbedingt." Denn in Wirklichkeit ist es garnicht so, daß Faust sich ihm endgültig hingegeben hat, es ist nur ein Augenblickserfolg, den der Teufel errungen hat. Es wird ihm nicht gelingen,

was er sich vornimmt: Faust durch flache Unbedeutendheit und das wilde Leben zu schleppen, bis er darin zappelt, starrt und klebt. Denn der Ekel, mit dem sich Faust dem Teufel in die Arme wirft, mit dem er sich dem Taumel des Genußlebens weiht, um seine Verzweiflung und Enttäuschung zu betäuben, ist wie ein beruhigendes Vorzeichen, daß er sich auf dem Wege, den er jetzt beschreitet, nicht völlig verlieren und nicht, wie der Teufel hofft, zugrunde gehen wird. Ein Mensch wie Faust kann sich wohl für einige Zeit vergessen, aber er kann sich niemals dauernd im Schlamme des bloßen Sinnengenusses wohlfühlen.

Ehe Faust wieder auftritt, erscheint ein Schüler, um sich dem berühmten Lehrer vorzustellen. Statt des Faust empfängt ihn Mephistopheles und läßt uns erleben, was er Faust eigentlich zugedacht hat. Das, was der Teufel mit Faust erreichen will, aber nicht erreichen wird, weil Faust ihn innerlich überragt, das erreicht er im Handumdrehen mit dem braven, guten Jungen, der ahnungslos dem Teufel in die Klauen gerät. Frisch, lebenslustig, lernbegierig, mit offenen Sinnen und Gedanken, ein Prachtkerl von einem jungen Burschen, wagt er den ersten Schritt ins Leben; von der Mutter bisher gehütet, ist er aller guten Vorsätze voll auf die Universität gezogen, um dort am Born der Weisheit zu trinken. Und nun müssen wir es erleben, wie dieser reine, unschuldige junge Mensch im Handumdrehen eine Beute des Teufels wird. Ganz offen und vertrauensvoll gibt er sich dem, was er hört, hin, glaubt er doch natürlich, den berühmten Doktor Faust vor sich zu haben, ohne zu ahnen, daß der Teufel die Rolle des Universitätslehrers

spielt. Es war früher Sitte, und zum Teil ist es heute noch so, daß sich die jungen Studenten den Professoren, bei denen sie hören wollen, vorstellen und sich diese oder jene gute Lehre geben lassen. Und so geschieht es auch hier, nur daß der Schüler keine guten Lehren erhält. Mephistopheles handelt vielmehr echt teuflisch; denn was er tut, ist, daß er dem vertrauensseligen und lernbegierigen Jungen in wenigen Augenblicken das Studium aller Wissenschaften, die auf der Universität überhaupt gelehrt werden, verekelt. Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft, verleidet er ihm gründlich. Seinen Verführungskünsten ist der unreife Junge natürlich nicht gewachsen und saugt begierig die verlockenden Ratschläge in sich ein, die darauf ausgehen, ihn von der grauen Theorie, wie der Teufel spöttisch alle Bemühungen des Geistes nennt, abzubringen und ihm des Lebens goldenen Baum zu weisen, ihn von dem ernsthaften Streben, von dem er erfüllt ist, hinzulocken auf sinnlichen Genuß, auf lüsterne und gemeine Begierden.

Es ist fürwahr eine grauenhafte und erschütternde Szene, in der uns Goethe überwältigend erleben läßt, eine wie ungeheuer starke Macht doch nun einmal das Teuflische im Leben ist. Das wird auch dadurch nicht anders, daß ein Mensch wie Faust dem Teufel schließlich entgeht. Denn nicht jeder Mensch ist ein Faust, nicht in jedem brennt das göttliche Licht so stark, daß der Teufel am Ende doch unterliegt. Die allermeisten sind vielmehr in der Lage des Schülers, daß sie, oft ohne es recht zu merken, den Lockungen des Bösen erliegen und sich die Straße des Mephistopheles führen lassen.

Zugleich bildet diese Szene übrigens einen ganz wundervollen Hintergrund zu dem Abschied Fausts von seinem bisherigen Leben. Er kehrt ja der ganzen Welt, der er Jahrzehnte angehört hat, den Rücken, er verläßt die Universität, und wir erleben in den Worten des Mephistopheles noch einmal, wenn auch satanisch verzerrt, wie unbefriedigt Faust selber ist mit dem, was solange Inhalt seines Lebens war. Die ganze Universitätswissenschaft, wie sie damals betrieben wurde, erscheint als nichts anderes denn als ein bloßes Wortemachen und geistloses Drumherumreden. Die Gelehrten haben zwar tausend Teile in der Hand, es fehlt ihnen aber das geistige Band. Sie glauben Wunder was zu wissen, in Wahrheit aber ist es nur eitle Einbildung und die Kunst, durch einen Schwall hoher und unverständlicher Worte den Menschen die Köpfe zu verwirren, was sie besitzen. Deswegen kehrt Faust dieser Welt hohlen Scheines den Rücken.

Ehe aber der Schüler sich von Mephistopheles verabschiedet, bittet er ihn um einen Spruch für sein Stammbuch, und dieser schreibt ihm gleichsam als Richtschnur für sein ferneres Leben den Spruch hinein: „Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum“ (Ihr werdet sein wie Gott, erkennend das Gute und das Böse). Das sind die Worte der Schlange aus der Geschichte des Sündenfalles, jene Worte, mit denen der Geist der Versuchung und der Verneinung Eva dazu verführt, nach dem Apfel zu greifen. Es sind jene echt teuflischen Worte, die den ersten Menschen den Wahnwitz einredeten, Gott gleich werden zu wollen; als wenn man dadurch Gott näher käme,

daß man sich in Schuld verstrickt, als wenn man dadurch die Wahrheit erkennen könne, daß man seinen Begierden die Zügel schießen läßt. Indem Mephistopheles dies Wort hineinschreibt in das Stammbuch „Ihr werdet sein wie Gott, erkennend das Gute und das Böse", faßt er das Ergebnis seiner teuflischen Verführung, mit der er den Schüler für sich gewonnen, noch einmal kurz zusammen. Er weiß: er hat ihn abgezogen von Gottes Wegen, er wird nun seine, des Teufels, Straße wandern.

So leicht wie bei dem Schüler wird es ihm bei Faust natürlich nicht, ihn seine Straße zu führen. Der goldene Leichtsinn der Jugend ist Faust längst vergangen. Er kann sich nicht mehr so rasch hineingewöhnen in jene sinnenfrohe Stimmung, die für den lebensfrischen Schüler sich fast von selber versteht, zu der es bei jenem nicht vielen Zuredens bedarf. Dazu kommt noch, daß Mephistopheles es so über die Maßen ungeschickt anfängt, Faust zu gewinnen. Er führt ihn in Auerbachs Keller in Leipzig, hinein in eine ganz wüste Zechgesellschaft. Goethe gibt uns hier ein Bild von dem ganz grauenhaft zügellosen Treiben der Studentenschaft jener Tage, die mit der Freiheit, die der akademische Bürger besitzt, nichts anderes anfangen kann, als sich einer schamlosen Genußsucht hinzugeben. Sie findet ihren bezeichnenden Ausdruck in den Worten, die sie singen: „Uns ist ganz kannibalisch wohl Als wie fünfhundert Säuen". Kein Wunder, daß Faust mit solcher Gesellschaft nichts anfangen kann, daß er sich angewidert fühlt von ihrem ekelhaften Treiben. Er verhält sich darum auch fast vollständig zurückhaltend und stumm, und sehr bald erklärt er, daß

er Lust habe abzufahren, gerade als vermöge der Zauberspäße des Teufels die Lust ihren Höhepunkt erreicht.

Der erste Versuch des Mephistopheles ist also kläglich gescheitert, und er mußte scheitern. Faust hat dreißig Jahre zuviel auf dem Leibe. Er ist nicht mehr jung genug, um so rasch die Straße des Genußlebens ziehen zu können. Und so kommt denn für den Teufel alles darauf an, die Lust an den Freuden und Genüssen des Lebens, die allmählich eingeschlafen ist, in Faust wieder zu erwecken. Faust hat ja doch ein jahrzehntelanges Leben rein geistiger Betätigung hinter sich, und das erlebt jeder an sich, daß, je mehr man sich vertieft in die Welt des Geistes, der Erkenntnis und der Wissenschaft, um so mehr das Triebleben und die Genußsucht zur Ruhe kommen.

So muß Mephistopheles alles daran liegen, die eingeschlafenen Triebe in Faust wieder zum Leben zu erwecken. Das geschieht in der nächsten Szene, wo er Faust hineinführt in die Hexenküche. Es ist eine der phantastischesten Szenen der ganzen Faustdichtung, eine Szene, die dadurch noch ganz besonders merkwürdig ist, daß Goethe sie in Italien geschrieben hat, wo solches nordische, spukhafte Treiben ihm doch meilenfern lag.

In dieser Hexenküche läßt nun Mephistopheles, ohne sich scheinbar um ihn zu kümmern, Faust hineinblicken in einen Zauberspiegel, in dem er ein entzückend schönes Weib erblickt. Der Spiegel zeigt ihm das Weib in dem ganzen Reize seiner verführerischen Schönheit. Von der Götterschönheit des Menschenleibes hat Faust bisher keine Ahnung gehabt. In seine gelehrten Forschungen vergraben, hatte er für die berückende Schönheit des Weibes

seine Augen. Und so kommen ihm, halb unbewußt, die Worte über die Lippen: „Ist's möglich, ist das Weib so schön?... So etwas findet sich auf Erden?" Worte, die deutlich zeigen, was in ihm aufwacht. Zunächst ist es ein rein ästhetischer Reiz, der von dem Bilde ausgeht, das er sieht. Es ist die reine Freude begierdelosen Schauens, die ihn vor der Götterschönheit des Menschenleibes erfüllt, aber, — und das allein hat natürlich Mephistopheles beabsichtigt, diese reine, ästhetische Freude an der Schönheit, dieses begierdelose Schauen schlägt sehr rasch in sinnliche Begierde um. Meisterhaft ist das von Goethe dargestellt mit einem ganz unscheinbaren Zuge, der es uns erleben läßt, wie diese Begierde in Faust sich regt. Er bleibt nicht ruhig schauend stehen, er will vielmehr, von der erwachenden Begierde getrieben, näher an den Spiegel heran, er will die Gestalt deutlicher sehen. In dem Augenblicke aber, wo er näher tritt, verschwindet das Bild, und er sieht es nur wie im Nebel. Die reine Freude am Schauen hört in dem Augenblicke auf und verschwindet, wo sich die sinnliche Begierde in uns regt, denn in der sinnlichen Begierde wird die Besitzgier in uns lebendig. Genußverlangen aber hat mit Schönheitsfreude schlechterdings nichts zu tun. Das ist etwas Tierisches, was sich da regt, und dadurch trübt sich das begierdelose Schauen und die reine Freude an der Schönheit.

Damit aber hat Mephistopheles Faust soweit, wie er ihn haben will. Das Triebleben, die sinnliche Begierde, die jahrzehntelang in seinem Innern geschlummert hat, ist wieder aufgewacht in ihm. Je tiefer aber in ihm das Triebleben geruht hatte und je unerwarteter und plötzlicher es jetzt wieder erregt wird, um

so heftiger und leidenschaftlicher ist natürlich sein Erwachen, um so wilder und zügelloser wird die Begierde in ihm wieder lebendig. Und dann dürfen wir eins nicht vergessen: Mephistopheles hat mit teuflischer Berechnung gerade den stärksten aller Triebe ins Feuer geführt, den Geschlechtstrieb, der alles Dasein ja überhaupt erst ermöglicht und erhält. Er ist darum natürlich auch der gefährlichste der Triebe, der den Menschen am leichtesten und stärksten in seinen Bann schlagen kann, der ihn am leichtesten seiner geistigen Freiheit und Seelenruhe berauben und ihn zum Sklaven seiner Sinne und Begierden machen kann. Vor allem mit diesem Trieb weiß daher Mephistopheles am meisten in der Menschheit zu erreichen. In der Fausttragödie erleben wir an drei Stellen die teuflische Verführungsmacht dieses Triebes. Zuerst in der Szene mit dem Schüler: da sehen wir, wie rasch vor der erregten sinnlichen Begierde alles verflogen ist, was an guten Vorsätzen und Gedanken in diesem jungen, unschuldigen Menschen lebendig war. Wir erleben es bei Faust, wie die Sinnenlust den ernsten, würdigen Mann bald wie Hans Liederlich sich gebärden läßt, und wir erleben es dann in erschütternder Tragik an Gretchen, die an Fausts Küssen vergehen möchte und in Not und Schande zugrunde geht.

Jetzt endlich hat Mephistopheles den Faust so weit, wie er ihn haben wollte. Um nun aber die Wirkung, die er durch den Spiegel erreicht hat, noch zu verstärken, verwendet er noch ein äußeres Mittel. Er läßt ihn eines jener höllischen Getränke trinken, das die Hexe mit unendlicher Mühe und Geduld bereitet hat, einen Liebestrank, der das Feuer, das in seinem Körper durch die Begierde angezündet ist, zu heller Flamme anfachen soll. Mit

diesem Trank im Leibe, so hofft Mephistopheles, wird Faust bald in jedem Weibe Helena sehen. Das eben ist das Ziel des Teufels, daß die Genußgier in Faust so unwiderstehlich und unersättlich wird, daß ihm schließlich das Weib nicht mehr ein Götterbild ist, zu dem er entzückt und verehrend aufschaut, sondern daß es durch seine Begierde für ihn zur Sache, zum bloßen Genußmittel erniedrigt wird.

Damit beginnt die eigentliche Fausthandlung. Alles, was Mephistopheles bis dahin gewirkt hat, ist nur Vorbereitung. Jetzt erst kann er daran denken, Faust sachte seine Straße zu führen. Aber wieder werden wir es erleben, daß Mephistopheles sich täuscht. Als er Faust Gretchen zuführt in der Erwartung, daß mit ihrer Verführung Faust endgültig einem wüsten Genußleben verfallen wird, ist das Ergebnis ein ganz anderes, als er es berechnete. Denn die Liebe, die Faust zu Gretchen erfaßt, ist wegen der Engelsreinheit dieser Gestalt etwas unendlich Heiligeres, als was Mephistopheles unter Liebe versteht. Für Mephistopheles ist die Liebe nichts anderes als die Befriedigung der Geschlechtsgier, für Gretchen dagegen ist sie unendliche Hingabe und innigste Gemeinschaft der Seele, nicht nur des Körpers. Indem Faust dies von ihr lernt, und zugleich erleben muß, wie er dies reine Mädchen in Elend und Verderben stürzt, gewinnt er eine innere Läuterung, die er nie wieder verlieren kann. Das Bild Gretchens wird sein guter Engel, der ihn davor bewahrt, diese Straße weiter zu ziehen, der ihn schließlich, langsam aber sicher, aus den Klauen des Teufels herausreißt und nach oben zieht.

5. Gretchentragödie.

Die letzte Szenenreihe des 1. Teils, die uns heute Abend beschäftigen soll, soll das in die Tat umsetzen, was Mephistopheles in der Hexenküchenszene beabsichtigt hat. Sie soll durch die Liebe zu Gretchen Faust zum Lotterleben eines Hans Liederlich verführen, soll ihn mit den Ketten der Sinnlichkeit unlöslich an das Gemeine fesseln. Die Rechnung des Mephistopheles ist sehr einfach, wie es scheint: wen die Sinnlichkeit packt, den packt sie in der Tat mit des Teufels Krallen, denn sie ist diejenige Macht, die dem Menschen, der sich ihr hingibt, den Geschmack an geistigen Werten, am Mitarbeiten in der geistigen Welt und an der sittlichen Vervollkommnung vernichtet, sie ist aber zugleich auch diejenige Macht, die dem Menschen, den sie packt, die Achtung vor dem Mitmenschen innerlich untergräbt und zerstört, dadurch daß sie ihn in dem anderen Geschlecht nichts anderes sehen läßt als den Gegenstand seiner Genußsucht, das Mittel zur Befriedigung seiner sinnlichen Begierde. So, rechnet Mephistopheles, wird es auch mit Faust gehen.

Aber er täuscht sich hier, wie überall sonst. Das Erlebnis mit Gretchen, wovon er glaubt, daß es nur ein vorübergehendes Ereignis sein werde, ein bloßer Anfang und Durchgang zu wüstem Lotterleben, wird

für Faust zur furchtbarsten Erschütterung seiner Seele und damit zum Anlaß tiefster innerer Läuterung, die ihn dann den Krallen des Teufels entrinnen läßt. Wie Goethe uns das erleben läßt, das gehört zu den größten Schöpfungen der ganzen Weltliteratur und besitzt kaum seinesgleichen. Von welcher Seite man diese kurze, kleine Dichtung auch betrachten mag, immer wieder staunt man von neuem über die Meisterschaft künstlerischer Gestaltung, die sich hier vor uns entfaltet.

Wenigstens ein paar Fingerzeige zu eingehenderer Betrachtung will ich Ihnen geben. Denn im Rahmen einer Vorlesung lassen sich all die Gedanken schlechterdings nicht ausschöpfen, zu denen diese Dichtung Anlaß gibt.

Achten Sie z. B. auf die feine und eindrucksvolle Art, in der Goethe in einer Reihe von Szenen das Einst und Jetzt im Leben Gretchens uns zum Bewußtsein bringt: denken Sie an die ergreifende Szene am Brunnen, wo sie im Gespräch mit Lieschen in Bärbelchens Schicksal ihr eigenes sieht; denken Sie daran, wie dieses Einst und Jetzt ihr vernichtend entgegengehalten wird durch ihren Bruder Valentin, als er sie, im Sterben liegend, um wenigstens ihre Seele zu retten, vor der ganzen Stadt beschämt und beschimpft; denken Sie weiter an die Szene, wo ihr der böse Geist erscheint, in dem sich ihr Gewissen verkörpert, das ihr Innerstes mit Fragen martert, die ihr das Einst und Jetzt quälend vor die Seele führen.

Prachtvoll verwendet Goethe dies Kunstmittel des Gegensatzes auch sonst an vielen Stellen der Dichtung.

Am wundervollsten wohl in der Szene, wo wir Faust und Gretchen im Garten bei Frau Marthe sehen: da stehen sich gegenüber auf der einen Seite Faust und Gretchen, auf der anderen Seite der Teufel und das falsche kupplerische Weib. Das ist ein Gegensatz, so meisterhaft, so wunderbar geschlossen und klar durchgeführt, daß man immer wieder staunt über eine Kunst, die mit so unscheinbaren Mitteln so unvergeßliche Wirkungen zu erzielen weiß.

Wie wundervoll weiß Goethe ferner die volksliedmäßige Stimmung inmitten einer uns in höchste Erregung versetzenden Handlung anklingen zu lassen! So in der Szene, wo Gretchen der Schwere ihres Herzenskummers Ausdruck gibt in einem liedähnlichen Selbstgespräch, oder an jener ergreifenden Stelle, wo sie sich hinflüchtet zu der schmerzensreichen Gnadenmutter, um ihr alle Pein ihrer zerrissenen und gemarterten Seele zu beichten. Das ist so ganz Stimmung, so rein gefühlsmäßig, wie es ein lyrisches Gedicht nur sein kann. Und doch: wie sind solche scheinbar selbständigen Gedichte immer wieder hineingezwungen in die dramatische Handlung, wie werden wir, fast, ohne zur Besinnung zu kommen, mit fortgerissen durch die in knappstem Umriß dargestellten Einzelgeschehnisse bis zu dem furchtbaren, erschütternden Schluß.

Wie unübertrefflich ist weiter die Volkstümlichkeit des Tones überall getroffen und festgehalten! Wie meisterhaft hat es Goethe verstanden, eine Reihe von volkstümlichen Gestalten mit wenigen Zügen zu umreißen und bildkräftig zu gestalten. Wie oft ist z. B. in der

Weltliteratur die Begegnung zweier Liebenden dargestellt worden, sogar so wie hier, daß sie sich auf einem Kirchgange das erste Mal begegnen! Und mit wie wenigen, aber unnachahmlichen Strichen weiß Goethe das Bild gleich am Eingang der Gretchentragödie unvergeßlich vor uns hinzustellen! Wie prachtvoll ist jener beliebte, dichterische Vorwurf des Gesprächs am Brunnen hier für den Gang der Handlung verwertet: Gretchen steht mit Lieschen zusammen am Brunnen, wo die Stadtchronik lebendig wird, wo man sich alles erzählt, was inzwischen geschehen ist, und wie ungezwungen wird ihr auf einmal gesprächsweise klar, was eigentlich mit ihr vorgegangen ist! In tausend kleinen Einzelzügen können wir durch die ganze Dichtung hindurch die Volkstümlichkeit der Gestaltung, die erstaunliche Sicherheit der Beobachtung und der Erfassung der wesentlichen Züge bewundern, nicht minder aber auch die schlichte Schönheit und Gefühlssättigung der Sprache und der dichterischen Form.

Ja, Goethe macht das scheinbar Unmögliche möglich. Er vereinigt zwei Kunstrichtungen, die sich sonst wie Feuer und Wasser bekämpfen, zu einheitlicher Gesamtwirkung: die sogenannte naturalistische, die nichts will, als die Wirklichkeit darstellen wie sie ist, unter möglichster Ausschaltung der Persönlichkeit des Dichters, und die sogenannte idealistische, welche die Wirklichkeit künstlerisch verklärt und das Einmalige zum Allgemeingiltigen erhöht. Beide Kunstrichtungen wirken hier mit und nebeneinander. Es gibt keine Zeile in dieser erschütternden Dichtung, die nicht aus der Wirklichkeit heraus entspränge, ihr entnommen wäre und echteste Lebenswahrheit atmete,

nirgends in ihr ist etwas Unwahres, Gekünsteltes zu finden. Und trotzdem ist all das Rührende und Erschreckende, das uns immer wieder ergreift und packt, das wir unmittelbar als lebenswahr und ursprünglich empfinden, hineingetaucht in den Strahlenglanz höchster Schönheit und hinausgehoben über alle Alltäglichkeit in eine Welt ewiger Wahrheit.

Wie wirkungsvoll wechselt miteinander ab Rührendes und Abstoßendes, Erhabenes und Gemeines, Heiteres und Entsetzliches! Wir werden hin- und hergerissen zwischen den gegensätzlichsten Stimmungen: Liebe und Haß, Furcht und Hoffnung, Ehrfurcht und Abscheu, Seligkeit und Grauen. Und doch: wie unwiderstehlich versteht Goethe uns immer wieder hineinzuzwingen in die Stimmung, die er grade anklingen lassen will!

Und so könnte man noch den ganzen Abend weiter reden, ohne alle die Einzelschönheiten zu erschöpfen, in denen höchstes künstlerisches Können sich offenbart. Uns kann es aber hier im Zusammenhang dieser Vorlesungen, die nur eine Einführung in das große Ganze der Faustdichtung geben wollen, nur darum zu tun sein, die Gretchentragödie einzuordnen in die Gesamthandlung. Was sich da vor uns abspielt, das ist ein kleines, bürgerliches Lebensschicksal; bescheiden, einfach ist alles, was wir hier erleben. Wie eng und klein ist doch die Welt, die uns vor Augen geführt wird: ein Häuschen, winzig selbst für die bescheidenen Verhältnisse einer kleinen Stadt, nichts Besonderes drin und dran, alles unbedeutend bis zur Dürftigkeit! Dann die Gestalt Gretchens selbst: die geistige Welt dieses Mädchens ist

wahrhaftig nicht groß; schlicht, still, kleinbürgerlich ist Geist und Sinnesart des Mädchens. Ihr ganzes Leben verlief in bescheidensten Grenzen. Ehrlich und tüchtig ist ihre Mutter, ist ihr Bruder, nirgends ein Zug, der hinausführt ins Gewaltige oder Großartige, nirgends etwas, was sich über den Alltag erhebt. Dieses ganze, schlichte, ruhige, in sich abgeschlossene Dasein, wie es Goethe meisterhaft in tausend kleinen Zügen sich vor uns entfalten läßt, ist wie geschaffen dazu, daß es sich in einem friedlichen Glück im Winkel auslebt. Und dieses harmlose stillfriedliche Glück, das sich garnicht hinaussehnt aus seiner Abgeschiedenheit, wird im Laufe der Handlung durch äußeres Verhängnis zur furchtbaren Tragödie. Ganz unwiderstehlich wird dieses schlichte, einfache, junge Menschenkind hineingerissen in den Bann eines von dunklen Gewalten getriebenen, genialen Menschen; ihr einfaches Leben wird, ohne daß sie es merkt, die Beute der Übergewalt eines Menschen, dem gegenüber sie nicht mehr Widerstandskraft besitzt, wie das Singvögelchen in den Fängen des Raubvogels. Und wir müssen es schaudernd erleben, wie durch den unheilvollen Einfluß dieses Mannes der ruhige, klare Spiegel ihres Inneren aufgewühlt wird bis in alle Tiefen, wir müssen es erleben, wie dieses reinste, zarteste, unschuldigste Menschenkind schuldig wird am Tode dreier geliebter Menschen, am Tode ihrer Mutter, am Tode des Bruders und schließlich am Tode ihres eigenen Kindes.

Mit unwiderstehlicher Wucht und niederschmetternder Gewalt stürmt dieses Erleben auf uns herein, und staunend bewundern wir, wie in der Hand eines großen Künstlers

etwas so häufig Geschehendes wie die Verführung und der Jammer eines verlassenen Mädchens, umgestaltet wird zu einer Menschheitstragödie allergrößten Stiles. Das Wort Fausts: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!" können wir wie eine Überschrift über dies erschütternde Menschenschicksal setzen. In der Tat: es handelt sich in dieser Dichtung nicht bloß um das Einzelschicksal irgend eines beliebigen, gleichgültigen Mädchens, hier spielt sich vielmehr ein Schicksal ab, in dem uns Kräfte und Gewalten entgegentreten, die über unser aller Leben Einfluß und Macht besitzen, denen wir alle in gleichem Maße ausgeliefert sind, die uns darum genau so vernichten können, wie wir es hier an Gretchen erleben.

Dreierlei ist es, wodurch Goethe diesen Eindruck bei uns erzwingt. Das Erste ist, daß er dies schlichte einfache Menschenschicksal sich so entfalten läßt, daß die Empfindung einer ganz uneingeschränkten Tragik in uns lebendig wird. Was heißt aber Tragik? Tragisch ist nicht zu verwechseln mit traurig, so ähnlich sich beide Stimmungen auch sind. Wenn ein Mensch am Ende seines Lebens mit 70 oder 80 Jahren stirbt, so ist das ein Ereignis, das für die, die ihm nahe stehen und von ihm Abschied nehmen müssen, traurig ist. Aber keinem Menschen wird es einfallen, es tragisch zu nennen. Man hat vielmehr das Gefühl: das ist nun einmal der Lauf der Welt, das kann garnicht anders sein, daß der Mensch schließlich einmal stirbt, und findet sich damit ab. Tragisch ist nur das Traurige, das zugleich ein Gefühl der Auflehnung gegen das, was geschieht, in uns erweckt, bei dem die Empfindung in uns lebendig wird: das, was sich vor uns abspielt, ist so

ungeheuerlich und entsetzlich, daß wir am liebsten an einer Welt, in der so etwas möglich ist, zweifeln und verzweifeln möchten, daß wir uns innerlich auflehnen gegen ein Dasein, in dem solche Ereignisse und Geschehnisse eintreten können. Nur was eine solche innerliche, gefühlsmäßige Ablehnung und Auflehnung hervorruft, empfinden wir als tragisch. Dies Gefühl aber wird sich um so lebendiger in uns erheben, je weniger es geschwächt wird durch ein anderes Gefühl: durch das Gefühl der befriedigten Gerechtigkeit. Wenn wir empfinden: der Mensch, der zugrunde geht, hat sein Schicksal verdient, er ist selber schuldig daran, dann wird das Gefühl der Tragik gemäßigt, vielleicht sogar (wie beim Verbrecher) aufgehoben; je mehr wir aber die Empfindung haben: das sich vollziehende Schicksal ist ein äußeres Verhängnis, etwas, wofür dieser Mensch nichts konnte, etwas, was mächtiger war, als er selbst ist und als seine besten Kräfte, dann erhebt sich das Gefühl der Tragik ganz außerordentlich niederdrückend und lähmend in uns.

Und das eben ist es, was wir in der Gretchentragödie erleben. Denn die Schuld an dem, was geschieht, liegt einzig und allein bei Faust und nicht bei Gretchen. Achten Sie beim Lesen darauf, wie meisterhaft Goethe es versteht, die Dinge so darzustellen, daß wir das innigste Mitgefühl für Gretchen nicht einen einzigen Augenblick verlieren, daß alles, was geeignet wäre, uns gegen sie einzunehmen, vermieden oder stark abgeschwächt wird! Ein einziger Zug dieser Art mag erwähnt werden: Goethe läßt die Mutter Gretchens nicht auftreten. Wir hören nur von ihrer Frömmigkeit, Tüchtigkeit und Biederkeit. Wenn

diese Frau auf der Bühne erschiene, wenn man so ein ganz lebendiges Bild von ihr bekäme und dann erleben müßte, daß Gretchen durch Faust verleitet wird, ihr den Schlaftrunk zu reichen, an dem sie zugrunde geht, dann würden wir doch nicht so leicht geneigt sein, Gretchen zu verzeihen und alles so hinzunehmen, wie es nun kommt, wie jetzt, wo die Mutter ganz im Hintergrund bleibt. Alles, was belastend wirken könnte gegen Gretchen, drängt Goethe mit Absicht zurück und deutet es nur ganz obenhin an, um eben das Gefühl der Tragik ganz uneingeschränkt und unwiderstehlich in uns zur Entfaltung zu bringen.

Faust ist der allein Schuldige. Er, der Flüchtling, wie er sich selbst nennt, der Unbehauste, der Unmensch ohne Zweck und Ruh, der Gottverhaßte, er, dessen innerer Unfriede ihm selbst kaum noch erträglich ist, der genug Einsicht hatte in sein Leben und Wesen, er durfte den stillen Frieden dieses Mädchens nicht stören. In dem Augenblicke, wo er ihr Haus betrat, war es, das mußte er sich sagen, vorbei mit dem friedlichen Glück dieses stillen Winkels. Ganz unwiderstehlich mußte dies wehrlose Mädchen in seinen Bann gezwungen werden. Wenn einer hier Selbstüberwindung üben mußte, so war es Faust, und eben, daß er das nicht tut, daß er sich seiner Sinnlichkeit hingibt, bringt das entsetzliche Unheil zu Wege, das wir erleben müssen. Sein ist die Schuld, wenn Gretchen zugrunde geht, verführt, verraten, verlassen, verzweifelt, wenn sie schließlich dazu kommt, ihr eigenes Kind zu töten.

Das Zweite, wodurch Goethe unsere Erschütterung noch vertieft, ist, daß er das Gefühl in uns erweckt, als wenn über dieser Tragödie das furchtbare Wort stünde: „Das ist das Los des Schönen auf der Erde.“ Diese Erkenntnis ist es, die uns vollends niederschmettert: das Los des Schönen auf der Erde ist Untergang und Vernichtung! Was erleben wir denn? Treueste Unschuld und Keuschheit wird vor unseren Augen verführt, der Frieden einer reinen Seele wird aufgewühlt bis zum Wahnsinn und zur Verzweiflung. Die hingebungsvollste, innigste Liebe wird mit schnödem Verrat belohnt. Das Schrecklichste und Furchtbarste aber ist: die Mütterlichkeit, die in Gretchen lebendig ist — denken Sie an die wundervolle Erzählung, wie sie ihr kleines Schwesterlein aufgezogen hat, wie leuchtet da doch aus jedem Worte, das sie sagt, das Gefühl der mütterlichen Liebe für solch ein kleines unschuldiges Kind heraus! — diese echte, angeborene Mütterlichkeit wird durch ein äußeres Verhängnis dahin gedrängt, das eigene Kind zu vernichten! Ein Grauen packt uns, daß so etwas möglich ist auf Erden, und wir denken daran, wie oft grade das Schönste und Beste das schwerste und furchtbarste Schicksal hat.

Und indem wir das erleben, läßt uns Goethe noch ein Drittes empfinden: es ist das Schicksalsgefühl der Furcht für uns selbst, das mit dem Gefühl der Tragik unlösbar verbunden ist. Tragisch nennen wir nur das Erlebnis, bei dem uns das Gefühl packt: uns selbst kann es ganz genau so ergehen, wie dem Menschen, dessen Schicksal wir erleben. Je mehr nun ein Künstler es versteht, dies Gefühl der Furcht für uns selbst mit dem Ge-

fühl des Mitleids mit dem tragischen Helden zu unlöslicher Einheit zu verflechten, um so tiefer weiß er uns zu erschüttern. Wenn das, was er darstellt, nur irgend ein Ausnahmefall ist, ein ganz seltener Einzelfall, der vielleicht bei einem Menschen einmal möglich ist, bei dem wir aber die Empfindung haben, das geschah dies eine Mal und nie wieder, dann sind wir natürlich innerlich kühler und gleichgültiger, dann empfinden wir wohl Mitleid, aber keine Furcht für uns selbst. Wenn aber der Dichter die Vorgänge so darstellt, daß Mächte und Kräfte sich in ihnen entfalten, von denen wir fühlen, sie können auch uns packen, sie sind auch in uns vorhanden und können vielleicht in jedem Augenblick auch bei uns hervortreten und uns vernichten, dann lähmt uns jenes Gefühl, das wir die Schicksalsfurcht nennen. Dies Gefühl aber weiß Goethe in dieser Tragödie ganz erstaunlich stark in uns zu erwecken. Wenn wir uns in sie hineinfühlen, so empfinden wir von Szene zu Szene deutlicher, wie leicht es doch ist, einen Menschen auf die Bahn des Bösen zu führen, wie leicht doch selbst das Reinste befleckt und heruntergezogen werden kann. Und mehr noch: wir erleben wie abhängig wir doch alle von äußeren Verhängnissen sind. Haben wir denn unser Leben in der Hand? Sind wir es denn, die wir unser Schicksal gestalten? Sind wir nicht abhängig von tausend Einflüssen, die jeder Tag neu und unberechenbar an uns heranbringt? Wie ohnmächtig sind wir doch solchen äußeren Ereignissen gegenüber! Wer steht uns dafür, daß wir Verhängnissen in unserem Leben entgehen, daß nicht Mächte auf uns eindringen, die mächtiger sind als unser

stärkster Wille? Und um so stärker wird diese tragische Furcht in uns, wenn wir sehen, wie auch das Edelste und Reinste und Schönste Anlaß werden kann zu tragischem Untergang. Was hat denn Gretchen verbrochen? Im letzten Grunde doch nichts anderes, als daß sie sich in unendlicher, rührender Liebe hingegeben hat, daß sie ihr ganzes Herz, ihr ganzes Sein und Sinnen, Leib und Leben und Seele einem Manne geschenkt hat, an den sie sich verloren hat, verlieren mußte, weil seinem überragenden Geiste ihre schwache Kraft nicht gewachsen war. Ist das ein Verbrechen? Ist nicht so hingebungsvolle, rührende Liebe das Tiefste und Schönste, was im Menschenherzen lebendig werden kann? Und nun müssen wir es erleben, wie das Schönste und Tiefste und Reinste von teuflischen Mächten gepackt wird und wie ungezähmte, sinnliche Begierde dies Menschenkind äußerlich und innerlich vernichtet. Das Satanische steht in der ganzen Fausttragödie an keiner Stelle so grauenhaft lebendig vor uns wie hier. Mephistopheles spielt ja überall seine Rolle, seine Hand ist überall am Werke: aber nirgend sonst ist das, was er tut, wozu er verführt, so entsetzenerregend wie hier, wo er grinsend zwei Menschen auf einmal fangen will und allem Jammer gegenüber, vor dem Faust zu spät zurückschaudert, nur das hohnvoll teuflische Wort hat: „Hab ich doch meine Freude dran!" Das ist so entsetzlich und lähmend, daß einem das Herz stille stehen will und man es kaum noch ertragen kann.

Wie echt teuflisch ist die Art, wie er die ganze Tragödie einfädelt, wie er das unschuldige Menschenkind Schritt für Schritt, ohne daß sie es ahnt in seinen Schlingen

fängt! Er knüpft an etwas ganz Harmloses an, an die Schmuckfreude, wie sie jedes junge Mädchen hat, die so natürlich, so harmlos, so selbstverständlich wie nur möglich ist. Gretchen besieht sich mit dem goldenen Geschmeide, das so unerklärlich in ihre Hände gekommen ist, im Spiegel, sie kann sich gar nicht satt sehen an all der Schönheit, und nun wird ihr diese harmlose Freude von der Mutter genommen! Wieder findet sie ein neues Geschmeide in ihrem Schubfach. Da geht der Verführer einen Schritt weiter. Sie ist unzufrieden mit dem, was die Mutter getan hat, der Trieb zur Begehrlichkeit wird in ihr wach, sie möchte den Schmuck so gern behalten. Ihr Leben ist ja so wie so an Freuden arm. „Wenn nur die Ohrring' meine wären! Man sieht doch gleich ganz anders drein. Was hilft euch Schönheit, junges Blut? Das ist wohl alles schön und gut, allein man läßts auch alles sein; man lobt euch halb mit Erbarmen. Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles. Ach wir Armen!" Warum hat sie es nicht auch so gut wie andere? Und unvermerkt fast gehts wieder einen Schritt weiter: aus der Begehrlichkeit und Besitzfreude wird Heimlichtuerei der Mutter gegenüber, und so gibt sie sich ahnungslos hin in die Schlingen ihrer kupplerischen Nachbarin, der Frau Martha Schwerdtlein, die gar kein Gefühl hat für Reinheit und Keuschheit. Damit aber gerät sie dann rettungslos in die Klauen des Teufels, der natürlich hinter dem allen steht und die Fäden in seiner Hand hat.

Bei Faust ist die teuflische Verführung nicht weniger merkbar, nur muß Mephistopheles es hier ganz anders anfangen, um ihn seine Straße zu führen. Die Sinnlich-

keit ist erregt in ihm seit dem Erlebnis in der Hexenküchenszene, und indem er sich ihr hingibt, führt sie ihn überraschend schnell zu liederlicher Frechheit der Gesinnung und zum Selbstbetrug: mit Schrecken erleben wir es, wie rasch er die innere Stimme, die ihm zum Guten rät, überhört. Wie er hineintritt in das Zimmer Gretchens, da überkommt ihn die Stimmung ihres stillen, friedevollen Reiches so überwältigend, daß er das Gefühl hat, ein Heiligtum betreten zu haben, daß er sich selbst sagt: „Wie atmet rings Gefühl der Stille, der Ordnung, der Zufriedenheit.“ Noch macht er sich Selbstvorwürfe, und tiefe Scham vor sich selbst und seinem niedrigen Verlangen drängt ihm die Worte auf die Lippen: „Fort, fort, ich kehre nimmermehr!“ Aber trotzdem sein besseres Selbst sich regt, die Sinnlichkeit ist stärker, und er bleibt auf dem einmal beschrittenen Wege. Damit aber gibt er sich der Gewalt des Teufels hin, der natürlich alles tun wird, die Flamme heißer Begierde in ihm zu schüren, bis er in ihr erstickt. Faust will nicht sehen, wohin er von der teuflischen Gewalt gelockt und getrieben wird.

Und später, als er Gretchen die Liebeserklärung macht, fallen Worte, die uns tief hineinblicken lassen in seine Seele: „Sich hinzugeben ganz und eine Wonne zu fühlen, die ewig sein muß. Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung sein. Nein, kein Ende! Kein Ende!“ In diesen Worten regt sich doch das klare Gefühl, daß für ihn die Liebe zu dem Mädchen nichts anderes als ein vorübergehendes, süßes Erlebnis sein werde. Er, der dämonische, geniale Mensch kann unmöglich sein Leben mit dem Gretchens für immer verbinden wollen.

Dies schlichte, einfache Menschenkind kann ihn ja garnicht begreifen, kann die Größe seines Denkens und Wollens nicht fassen. Nicht ohne Erschauern gibt sie sich ihrer Liebe hin: „Mich überläufts!" Das weiß er, und doch betrügt er sie und sich selbst. Er fühlt, daß die Ewigkeit, die er ersehnt, doch begrenzt und endlich sein wird. Aber er will nichts davon wissen: Nein, kein Ende! Kein Ende! Bewußte Selbsttäuschung ist es, der er sich hingibt. Das merken wir auch in dem Schimpfwort: „Ein Tier!", mit dem er seinen Begleiter bedenkt, als dieser kommt und ihn ans Scheiden erinnert. Die grinsende Teufelsfratze verlebendigt ihm eben unerträglich sein niederes Verlangen. Faust weiß genau, daß es im Grunde genommen nur die Macht seiner eigenen Triebe ist, die ihn an das Mädchen fesselt. Aber indem er bleibt und seine Sinnlichkeit sich stärker erweist als sein besseres Selbst, verschreibt er sich dem Satan.

Und er zeigt sich als dessen gelehriger Schüler. Wir sehen, wie er mit dem Betruge der Frau Marthe beginnt, um überhaupt an Gretchen heranzukommen; er bestätigt ihr die Lügen des Teufels von dem Tode ihres Mannes, mit dem er zusammen allerlei Fahrten gemacht haben will und der den Teufel beauftragt habe, ihr Grüße aufzutragen. Aber der Betrug Gretchens ist viel schlimmer als der Betrug Marthens, denn Faust ist nicht ehrlich genug, die Ahnung, die in dem Mädchen aufsteigt, daß es mit seinem Begleiter etwas Unheimliches auf sich habe, zu bestätigen. Er weiß ja: in dem Augenblicke, wo er sich als Teufelsbündler offenbaren würde, würde dies reine, keusche Mädchen mit Entsetzen vor ihm zurückweichen,

und er würde nicht zu dem Ziele kommen, das seine Begierde ihm vorspiegelt. So sehen wir, wie die aufgestachelte Sinnlichkeit alle besseren Regungen, so oft sie in ihm aufsteigen, immer wieder erstickt und auslöscht. Er ist völlig im Banne dieser unheimlichen Macht, und verzweifelnd stöhnt er auf: „Er facht in meiner Brust ein wildes Feuer. Nach jenem schönen Bild geschäftig an. So tauml' ich von Begierde zu Genuß. Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.“ Er kann nicht widerstehen, er will auch nicht widerstehen. Zwar flieht er noch einmal vor dem letzten Schritt — vergeblich, der Teufel läßt ihn nicht mehr los, und nun will er selbst die Vernichtung dieses Mädchens. Er weiß, daß, wenn er zurückkehrt, diese Vernichtung kommen muß. Aber das ist eben das Unerhörte und Entsetzliche, daß er nun mit Bewußtsein sich dem Teufel in die Arme wirft: „Was muß geschehn, mag's gleich geschehn“. Mephistopheles hat nicht ohne Grund seine teuflischeste Kunst angewandt, indem er sein Mitleid mit dem Mädchen erregt hat. Er bringt ihm die Überzeugung bei, daß Gretchen verloren ist, ob er hingehe oder nicht.

Das Satanischeste aber in dieser ganzen Szenenreihe ist jener kalte Hohn und Spott des Teufels, als das Entsetzliche geschehen und Gretchen, im Elend verzweifelnd, von Faust verlassen ist: „Sie ist die Erste nicht“. Das Furchtbare ist, daß er damit Recht hat. Sie ist in der Tat die Erste nicht, es ist kein Ausnahmefall, der sich vor uns abspielt. Grauenhaft aber ist es, daß den Teufel das Elend und die Verzweiflung des sich in Todesnot windenden Mädchens gar nicht kümmert. Mit höhnischem

Grinsen geht er darüber zur Tagesordnung über, und Faust hat Recht, wenn er sagt „Du grinsest gelassen über das Schicksal von Tausenden".

So läßt es uns Goethe auch hier empfinden, daß sich eine Menschheitstragödie vor uns abspielt; ein furchtbares Rätsel tut sich vor uns auf: wie viel Not und Elend die Macht des Bösen alle Zeit auf dieser Welt doch schafft, wie sie immer wieder so viel Großes, Schönes und Reines zerstört! Faust selber versucht sich hinter dieses Rätsel zu verkriechen und seine Verantwortung darauf abzuwälzen. Er ist feige geworden und will die Verantwortung für das, was geschieht, nicht auf sich selber nehmen. Als ihm das zum ersten Mal klar zum Bewußtsein kommt, da begehrt er leidenschaftlich gegen sich und gegen sein Schicksal auf. Er klagt den Erdgeist an, warum er ihn an diesen Schandgesellen geschmiedet habe, der sich am Schaden weide und am Verderben letze. Wenn ihn der Erdgeist damals erhört hätte, wenn er ihn nicht zurückgestoßen hätte ins elende, ungewisse Menschenlos, dann wäre, so meint er, das alles nicht geschehen, was ihn jetzt quäle. So wälzt er die Schuld für das, was er getan, auf höhere Gewalten, auf den Erdgeist und den Teufel, aber mit Recht weist ihn Mephistopheles zurück: „Wer wars, der sie ins Verderben stürzte, ich oder Du?" Faust ist schuld. Wer zwang ihn denn, sich dem Teufel hinzugeben? Wer zwang ihn denn, seiner besseren Einsicht zum Trotz, den stillen Frieden dieses Mädchens zu vernichten? Wer zwang ihn denn, nach des Teufels Worten zu leben: „Es lebe, wer sich tapfer hält?" Das ist eines der frechsten und

teuflischesten Worte der ganzen Fausttragödie: es erklärt alle Reue, alles böse Gewissen, alles Verantwortlichkeitsgefühl für unnütze Selbstquälerei. Wozu sich Gedanken machen über das, was geschehen ist? Was hat alles Grübeln darüber für einen Zweck? Gehen wir darüber zur Tagesordnung über! Quälen wir uns doch nicht selbst! Was geschehen ist, ist geschehen, und geschehene Dinge sind nicht zu ändern. Es lebe, wer sich tapfer hält, wer keine Reue empfindet!

Daß aber Faust nach diesem teuflischen Grundsatz handelt, deckt uns einen tiefen Mangel in seinem Charakter auf. Man kann sagen: Faust ist zugleich tief fromm und doch unsittlich. Das scheint unmöglich und scheint sich so auszuschließen wie Tag und Nacht, wie Feuer und Wasser. Kann Frömmigkeit und Unsittlichkeit sich in einer Seele zu einer Einheit zusammenschließen? Denken wir, um das nachzuprüfen, an jene wundervolle Szene, wo Faust wieder zurückkehrt zu Gretchen, wo ihr Herz noch ganz beklommen ist und sie in ihrer Herzensangst um den Geliebten ihn fragt: „Nun sag', wie hast du's mit der Religion? . . . Glaubst du an Gott?" Die Seelenangst, die aus ihren Worten spricht, lockt Faust ein ganz wunderbar tiefes und frommes Bekenntnis ab. Ergreifend sind die Worte, die er für sein Gefühl zu finden weiß, wie er Gott als den Allumfasser, als den Allerhalter erlebt, als den, der in allen Wesen und Vorgängen um uns her und in uns selbst unsichtbar sichtbar lebt und webt. Tiefer und ergreifender ist echtes, religiöses Gefühl selten in Worte gefaßt worden. Und unwillkürlich erinnern wir uns jener anderen Szene,

wo Faust am Busen der Natur genesen will von aller Pein und Zerrissenheit, die ihn quält, wo er sich in dankbarer Liebe an das unendliche Leben in ihr hingibt, wo er entzückt sein Empfinden ausströmen läßt in den Lobpreis des göttlichen Daseins, das überall vielgestaltig in der Reihe der Lebendigen sich regt. Sie alle sind seine Brüder, sind, wie er selbst, Glieder, Teile, Offenbarungen dieses ewigen, göttlichen Lebens und Schaffens, das ihn erst auch seiner Brust geheime, tiefe Wunder verstehen lehrt.

Aber dies fromme Gefühl hat eine Schranke, es ist rein naturhaft bedingt und rein gefühlsmäßig, es fehlt ihm jede, auch die leiseste Beziehung zum sittlichen Wollen. Darum eben, weil ihm diese fehlt, kommt der Kampf, den sein besseres Selbst gegen die Regungen seines Trieblebens kämpft, nicht zum Siege, sondern er unterliegt seinen Begierden. Und so erleben wir die erstaunliche Tatsache, daß jene wundervolle Szene, in der er sein Glaubensbekenntnis ausspricht, mit Gott beginnt und mit dem Teufel endigt. Sie enthüllt uns innerhalb weniger Augenblicke einen inneren Gegensatz, wie er stärker und furchtbarer nicht zu denken ist: denn derselbe Faust, der Gretchens Seelenangst mit so tieffrommen Worten zu beruhigen weiß, gibt ihr am Ende das Fläschchen mit dem Schlaftrunk, um zu seinem so wenig göttlichen Ziele zu kommen, ohne freilich selbst zu wissen, daß Mephistopheles mit Absicht diesen Schlaftrunk zum Todestrank gemacht hat. So wird vor unseren Augen das Göttliche ins Teuflische verkehrt. Wie es aber möglich ist, daß derselbe Mensch in wenigen Minuten sich so

gegensätzlich offenbaren kann, dieses Rätsel löst Faust selbst mit den Worten, mit denen er sein Glaubensbekenntnis endigt: „Gefühl ist alles". Gott und Natur fallen für sein Denken, für sein Empfinden und sein Leben zusammen, also schlechterdings alles, was ist, das lebt und webt in Gott, ist göttlich. Dies Göttliche aber erleben wir am unmittelbarsten, am stärksten und sichersten im Gefühl. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen." Dies Wort gilt vor allem auch von aller Frömmigkeit. Ein Mensch aber, der so denkt, ist natürlich auch geneigt, ein Gefühl für um so göttlicher zu halten, je stärker es ihn packt, je tiefer es ihn aufwühlt; ein solcher Mensch wird alles nur nach dem Maße der Lust messen und bewerten, die es ihm erregt. Von hier aus verstehen wir erst, wie es möglich ist, daß Faust trotz seiner Frömmigkeit das teuflische Werk tun kann, dies Mädchen zugrunde zu richten. Im Liebesrausch und seinen Entzückungen glaubt er eben die Gottheit am unmittelbarsten zu erleben. Er ahnt nicht, daß er damit gerade den Weg des Teufels geht.

Wir sehen zugleich: Faust ist hier noch genau so einseitig und genau so maßlos wie wir ihn zuerst fanden, nur daß der Inhalt seines Lebens und die Richtung seines, Wollens sich verschoben hat. Im Anfang, so sahen wir, war dieser Mensch eigentlich ganz allein Erkenntniswille da wollte er das göttliche Leben durch seinen Verstand und seine Vernunft ergründen und nacherleben, da zergrübelte er sich, um die Quellen und Urgründe des unendlichen Daseins zu erfassen. Aber dann sah er ein, daß er sein Ziel nicht erreichen könne, und wandte sich

in ingrimmiger Verzweiflung von allem Erkenntnis-streben ab. Nun will er ebenso einseitig das unendliche, göttliche Leben im Gefühl und Genuß ausschöpfen und nacherleben.

Die Erkenntnis hat es nur mit dem Gegensatz von wahr und falsch zu tun. Wenn ich etwas als richtig oder unrichtig klar erkannt habe, dann ist es für mich erledigt, und ich habe kaum noch Veranlassung, mich damit zu beschäftigen. Jeder von Ihnen hat wohl schon die Wahrnehmung gemacht: je mehr ich rein erkenntnismäßig zu den Dingen Stellung nehme, um so ruhiger und sachlicher bin ich, um so leichter aber verlerne ich auch, selber handelnd und umgestaltend einzugreifen in den Gang der Dinge. Das Gefühl dagegen fragt nur nach Lust und Unlust: was schafft mir Freude, Vergnügen, Lust? Die Unlust schaffenden Kräfte, die in der Welt am Werke sind, meide und fliehe ich, alles, was Lust schafft, suche ich auf. Auch hier fehlt der Antrieb, die Dinge als gut oder böse zu werten. Das tut allein der sittliche Wille: er stellt sich der Welt nicht nur schauend und leidend gegenüber, wie Erkenntnis und Gefühl, er läßt sie nicht nur auf sich wirken, er nimmt vielmehr Stellung zu ihr vom innersten Kern seines Wesens aus. Das aber fehlt Faust. Er hält es jetzt mit jenem Wort, das der Teufel dem Schüler ins Stammbuch schrieb: Eritis sicut deus, scientes bonum et malum: — Ihr werdet sein wie Gott, erkennend das Gute und das Böse. Aber er unterliegt, wie jener, der teuflischen Täuschung. Denn wenn man den Weg der Lust geht, dann erkennt man nie das Gute und das Böse, da die Lust einem immer nur das vor-

spiegelt, was Vergnügen macht, und ob das gut oder böse ist, das sagt die Lust niemals. Das sagt nur der sittliche Wille, der dazu Stellung nimmt. Dieser Wille aber schweigt in Faust. So geht er die Straße des Teufels gerade da, wo er den Weg Gottes zu wählen wähnt.

Aber er geht die Straße des Teufels doch nicht bis zum Ende, wie der Teufel hofft, und zwar darum, weil er sein Glück mit einer Lüge erkauft, indem er sich Gretchen nicht als Teufelsbündler zu erkennen gibt. Gerade dieses Bewußtsein der Lüge aber läßt ihn nicht zum reinen Genusse seines Glückes kommen, es bohrt einen Stachel in seine Seele. Ein Rest von Scham vor sich selbst läßt ihn nicht zur Freude kommen und entreißt ihn schließlich doch wieder dem Teufel.

Dasselbe aber bewirkt ein noch viel tieferer Grund. Gerade die Reinheit und die rührend hingebende Liebe Gretchens tun es ihm je länger desto mehr an. Aus der sinnlichen Lust wird so ganz von selbst auch bei ihm eine tiefe Seelengemeinschaft, und diese Wirkung vereitelt am Ende alle Absichten des Mephistopheles. Der Teufel merkt das natürlich bald, und daher versucht er alles zu tun, um Faust der für des Teufels Pläne gefährlichen Nähe Gretchens zu entziehen. Als er kein anderes Mittel findet, da sorgt er durch die Ermordung Valentins dafür, daß Faust fliehen und das Mädchen seinem Verhängnis überlassen muß.

Nun schleppt ihn Mephistopheles durch das wüste Genuß- und Sinnenleben hindurch, dem Faust sich hingibt, um sein Gewissen zu betäuben. Diese ganze lange Zeit — es sind natürlich Monate — drängt Goethe

zusammen in die großartig phantastische Szene der Walpurgisnacht. Hier werden wir hindurchgeschleppt durch einen wüsten Hexensabbath voll fieberhaftester, tollster Bewegung, voll Spukhaftigkeit und Gemeinheit ohnegleichen und von einer so eindringlichen Überzeugungskraft, daß wir uns ihr nicht entziehen können. Das Böse feiert in dieser Szene seinen großen Triumph in einer Verherrlichung alles Niedrigsten und Gemeinsten bis zur äußersten Schamlosigkeit. Faust versinkt hier im tiefsten Schlamm; und doch, er versinkt nicht ganz. Das Bild Gretchens, das Bild des reinen und guten Mädchens, das er vernichtet und schnöde verlassen hat, will er mit allen Mitteln der Selbstbetäubung in sich auslöschen und kann es doch nicht vergessen. Es reißt ihn wieder heraus aus diesem wüsten Leben der Gemeinheit und Zügellosigkeit. Die Sinnenlust widert ihn schließlich an, und es fällt das Wort der Selbstbesinnung: „Daß ich mich nur nicht selbst vergesse!“ Das Bild vergangener, schöner, goldener Tage wacht auf und erinnert ihn unwiderstehlich an das Engelsbild, das er so schnell vergessen hat, und das gespenstische Bild einer Gerichteten stellt ihm auf einmal das grausame Schicksal vor die Seele, das seinem Gretchen droht. Da kann er sich nicht länger halten, er muß hin zu ihr, um zu retten, was noch zu retten ist.

Aber Gretchen ist nicht mehr zu retten, das furchtbar harte „Zuspät“ muß auch Faust erleben. Er findet sie im Gefängnis, wartend auf die Vollstreckung des Urteils, das sie zum Tode verdammte.

Die Gestaltung dieser letzten Szene zeigt Goethes künstlerische Meisterschaft auf der Höhe. In dieser Szene

ist alles so bildhaft klar, daß wir das Leben selber vor uns zu haben glauben, trotzdem Goethe alles nur mit ganz wenigen leisen und zarten Strichen andeutet. Mit einfachsten Mitteln ist hier die größte Wirkung erzielt. Ein ganz besonderer Reiz liegt darin, daß Goethe es verstanden hat, den volkstümlichen Balladenton ganz wunderbar zu treffen, jenen Ton, der das Gegensätzliche so sprunghaft, ohne Vermittelung und Überleitung lebendig werden läßt. So erleben wir einen ständigen Wechsel von Zärtlichkeit und Abscheu, von Glückseligkeit und Entsetzen, von Freude und Jammer, von Hoffnung und Trostlosigkeit. Mit Gretchen schwankt unsere Einbildungskraft fieberhaft hin und her zwischen goldenen Bildern der Vergangenheit und düsteren Zukunftsbildern. Scheinbar ist diese letzte Szene eine Aufeinanderfolge einzelner, getrennter Bilder und Stimmungen, und wie vermag doch Goethe das scheinbar Unzusammenhängende zusammenzuzwingen zu einem einzigen großen, immer mehr sich steigernden Stimmungsgehalt! Und wie weiß Goethe durch das einfache Mittel, daß er die Kerkerszene mitten hineinstellt zwischen die furchtbaren Ereignisse: den Tod der Mutter, des Bruders und des Kindes auf der einen und den Tod Gretchens auf dem Schaffott auf der anderen Seite, uns doch das, was wir in Wirklichkeit nicht sehen, aufzuzwingen wie ein unmittelbares Erlebnis: aus den wirren Phantasien Gretche[n]s wird uns selbst ihre Hinrichtung so lebendig, als wen[n] wir sie leibhaftig sähen.

Jetzt muß Faust der Menschheit ganzen Jammer erleben, jetzt erfüllt sich das, was er einst vom Teufe[l]

verlangte, aber anders, als er es sich dachte. Wir erinnern uns des Wortes, das er im Studierzimmer zum Teufel sprach: „Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist, Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen, Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, Will ich in meinem innern Selbst genießen!" Also auch den Schmerz. Aber wenn er sich damals dem Taumel, dem schmerzlichsten Genuß weihte, so ist jetzt *diesem* Schmerz gegenüber von Genuß keine Rede mehr. Die Tragödie, die sich hier abspielt, kann er schlechterdings nicht so erleben, wie wir etwa eine Tragödie im Theater erleben, d. h. als ein Menschenschicksal, das uns persönlich nichts angeht, bei dem wir uns zwar durch die Kunst des Dichters erschüttern lassen, aber doch immer einen gewissen Abstand den Vorgängen gegenüber haben. Davon ist hier keine Rede, denn das, was sich hier abspielt, hat Faust selbst verschuldet, er allein ist es, der diesen Jammer auf dem Gewissen hat. Um so peinigender und quälender aber ist das, was er erlebt, als kein Wort des Vorwurfs gegen ihn über Gretchens Lippen kommt. Durch nichts anderes hat Goethe Gretchens hingebende Liebe so rührend, so erschütternd dargestellt als in diesem unscheinbaren Zuge. Alles hat Faust ihr angetan, das Äußerste an Leid und Weh, was überhaupt einen Menschen treffen kann, und nicht ein einziges Wort der Anklage gegen ihn findet sie, nur Worte der Anklage gegen sich selbst. Das muß ihn bis zum Äußersten zermartern, das kann keine Macht der Hölle mehr aus seiner Seele auslöschen, was er hier erlebt.

Alles hat sie ihm hingegeben, ihr ganzes Glück und Leben. Nur eins vermag auch *ihre* Liebe nicht, so uner-

meßlich groß sie auch ist: seiner Bitte zu folgen, mit ihm zu gehen und sich zu retten. Denn in dem Augenblicke, wo sie zur Klarheit darüber kommt, wer das Wesen ist, in dessen Gesellschaft Faust wieder aufgetaucht ist, wo sie erkennt, daß Faust ein Teufelsbündler ist, da weicht sie entsetzt von ihm. In Seelenangst spricht sie: „Fasse mich nicht so mörderisch an, Sonst hab' ich Dir ja alles zu Lieb' getan." Das Eine: auch ihre Seele ihm hinzugeben, vermag sie nicht. Das täte sie aber, wenn sie Faust folgte; dann würde sie in dem Augenblicke, wo Faust sie entführte, rettungslos dem Teufel verfallen. Für sie kann es nur e i n e n Weg geben, und das ist der Weg zum Tode, durch den sie ihre Schuld büßen muß und büßen will. Daß sie so freudig „Ja" sagt zu diesem furchtbaren Ende, das eben rettet sie.

In den letzten Worten dieser Dichtung aber ist ganz wunderbar ergreifend der ganze Gegensatz von göttlichem und teuflischem Empfinden noch einmal deutlich zum Ausdruck gebracht. Der Teufel meint: „Sie ist gerichtet!" denn sie endet auf dem Schaffott, die göttliche Stimme aber ruft ihr zu: „Ist gerettet!" denn sie hat freiwillig ihre Tat gebüßt.

Aber auch um Fausts selber willen kann sie ihm seine Bitte, ihm zu folgen, nicht erfüllen. Denn in dem Augenblicke, wo sie das täte, würde sie die Läuterung Fausts verhindern. Dann wäre es unmöglich, ihn wieder herauszureißen aus dem Banne des Teufels, dann müßte er den Weg der Hölle bis zu Ende gehen. So erkennen wir, daß Faust es ist, um den es sich auch in der Gretchentragödie in erster Linie handelt, er, nicht Gretchen, ist die

Hauptperson. Das Ergebnis für Fausts Seele ist das Entscheidende auch in diesem Teil der großen Dichtung.

Fassen wir kurz zusammen, um was es sich handelt! Faust war im Anfang erfüllt von einer Unbefriedigung ohnegleichen, aber diese Unbefriedigung, die ihn schließlich in die Arme des Teufels führte, war eine rein persönliche, sie ging bloß ihn etwas an. Aus dieser Unbefriedigung der Erkenntnis aber ist jetzt ein ganz unüberwindlich starkes Schuldgefühl geworden. Er hat ein zweites Leben zerstört, ein Leben, das sich ihm voll Vertrauen hingab, zerstört durch die Maßlosigkeit seines eigenen Wesens. Schuld an dem Ungeheuren, das er hier verbrochen hat, ist jener Weltekel, den wir erlebten in der Szene, wo er sein ganzes Dasein verfluchte, damals, als er nichts gelten lassen wollte in seinem Leben als den Taumel des Genusses. Damals setzte er sich in maßlosem Wollen hinweg über alle Schranken, die göttlicher Wille dem Menschen gesetzt hat. Und nun sieht er das Ergebnis, und er spricht sich selbst das Urteil mit dem Wort: „O, wäre ich nie geboren!"

Das aber wird entscheidend für seine folgende Entwicklung: dadurch, daß er diese furchtbaren Wirkungen seiner Maßlosigkeit und Genußsucht erleben muß, kommt sein besseres Selbst wieder empor, das ihn dann Schritt für Schritt herausführen kann aus jener Tiefe, in die er gestürzt ist. Wird er Kraft genug haben, sich von den Umstrickungen des Teufels zu befreien? Das ist die bange Frage, die sich uns aufdrängt. Ganz wundervoll hat Goethe diese Unsicherheit, die uns packt, angesichts dessen, was wir eben erlebten, in zwei ganz kleinen

Worten ausklingen lassen. Mephistopheles reißt Faust zu sich mit den Worten: „Her zu mir", aber wie beide verschwunden sind, hören wir die Stimme Gretchens ihm nachrufen: „Heinrich, Heinrich!" Zwei Mächte sind es, die um Faustens Seele streiten, der Dämon der Hölle, der ihn mit eiserner Faust packt, und die alles verzeihende, alles zudeckende Macht der Liebe, die ihn nicht losläßt trotz alle dem, was er ihr angetan hat, die doch noch an ihn glaubt und für ihn hofft, die nicht auf ihn verzichten will, die ihn auch jetzt noch, hinein in sein späteres Leben, begleitet. Diesen Klang verzeihender Liebe kann Faust nicht vergessen sein ganzes Leben lang. Er wird, so müssen wir hoffen, immer lauter ertönen in seinem Innern, und er wird es schließlich zuwege bringen, daß es auch von seinem Leben einmal heißen kann, wie hier von Gretchen: „Ist gerettet!"



6. Am Kaiserhofe. Helena.

Der erste Teil des „Faust" endet, wie wir sahen, mit einer offenen Frage, mit der Frage, ob der Dämon der Hölle oder die Macht der Liebe über Faust siegen, oder anders ausgedrückt, ob Faust zugrunde gehen oder gerettet werden würde. Der „Urfaust" mußte mit dieser offenen Frage endigen aus dem einfachen Grunde, weil Goethe damals, als er ihn schrieb, selber mit sich noch nicht im reinen war. Der „Faust" war ja tiefstes Bekenntnis seines Innern, seiner Seele. Der Stürmer und Dränger, der Goethe damals war, konnte unmöglich wissen, ob sein Weg nach oben oder nach unten gehen würde, denn gerade unter den Stürmern und Drängern sind eine ganze Reihe begabter Menschen gewesen, die zugrunde gegangen sind. Also mit einer offenen Frage mußte das Werk ursprünglich endigen. Als er aber 1797 wieder an den „Faust" heranging, als er den Plan zum zweiten Teil in großen Zügen entwarf, da war die Frage, ob Faust gerettet würde oder nicht, längst entschieden. Goethe war über den Sturm und Drang weit hinausgewachsen, er hatte sich gefunden, er war ein anderer geworden. Wodurch er ein anderer geworden war, das kann man mit einem einzigen Worte sagen: Italien hat diesen Umschwung zuwege gebracht. Die 1½ Jahre,

die er dort unten zugebracht hat, haben tatsächlich das scheinbar Unmögliche möglich gemacht; sie haben Goethe als einen völlig anderen in seine deutsche Heimat zurückkehren lassen. Hin ging er als ein maßloser, überschwänglicher Stürmer und Dränger, und zurückgekommen ist er als ein Mensch, der das Maß gefunden und Entsagung gelernt hat, der Selbstbeschränkung üben kann. Der alle Schranken überspringende Überschwang des Stürmers und Drängers hat sich in die Ruhe des Weisen verwandelt. Goethe ist seitdem jener hoheitsvolle Weise, als der er in unserem Volke lebendig geblieben ist.

Dem Wandel seines inneren Wesens und seiner Persönlichkeit entspricht nun aber auch ein völliger Stilwechsel in der Fausttragödie, d. h. die Art der künstlerischen Gestaltung wird jetzt eine völlig andere. Jeder, der dieses große Werk zum ersten Mal liest, wird überrascht gewesen sein, wenn er vom ersten zum zweiten Teil überging, über die völlig andere Art Goethes, sich zu geben, Dinge darzustellen und Gefühle auszusprechen, Gestalten zu sehen und zu verkörpern. Man kann sagen, so wirklichkeitsgetreu und unmittelbar lebendig der erste Teil ist, so verklärt und über alle bloße Wirklichkeit in eine höhere Welt hinausgehoben ist der zweite Teil. Der erste Teil ist im letzten Grunde eine ganz persönliche Beichte Goethes, mit der er sich alles, was in seiner Seele lebendig war, den weltumspannenden Reichtum seiner Gefühle und Gedanken, all seine innere Zerrissenheit, sein Hin- und Hergerissenwerden zwischen Vernunft und Leidenschaft, seine himmelhohe Seligkeit und die Höllenpein seiner Verzweiflung, von der Seele heruntergeschrieben hat.

Der zweite Teil ist ganz anders. Da ist Faust nicht mehr nur Goethe. Faust ist hier zum Sinnbild geworden: er ist die Verkörperung der gesamten Menschheit, er ist die Verlebendigung alles dessen, was überhaupt an tiefen Gedanken, an hohen Zielen und erhabenen Sehnsuchtsbildern in der Menschheit lebendig ist. Nur wenn man das im Auge behält, kann man den zweiten Teil begreifen.

Das Schicksal Fausts wird zum Gefäß tiefster Menschheitsanliegen im zweiten Teil. Das ist aber nicht etwa so zu verstehen, als wenn Goethe hier nach irgendwelchem erklügelten, willkürlichen Plan allerlei Fragen in künstlerischer Form behandelt, die mit dem Faustſtoff nichts zu tun haben und für uns unanschaulich und unlebendig bleiben. Das ist durchaus nicht der Fall: auch der zweite Teil ist vom ersten bis zum letzten Wort erlebt, überall steht Goethe hinter dem, was hier dargestellt ist. Auch hier ist nichts Verschwommenes, bloß Gedachtes und Begriffliches; alles vielmehr ist auch hier gegenständlich und sinnfällig. Auch der zweite Teil ist durchaus persönliches Bekenntnis Goethes. Aber der Goethe, der hinter diesem zweiten Teil steht, ist eben ein anderer als der, der im ersten Teil sich ausspricht. Er ist der Goethe, der in der ganzen Welt mit all ihren Höhen und Tiefen zu Hause ist, der eine Weltweite des Blicks, eine Tiefe der Weltschau, einen Reichtum an Erkenntnissen und an Weisheit sich errungen hat, wie sie nur wenig Sterbliche besessen haben. Goethe war einer der ganz seltenen Menschen, die wirklich imstande waren, die ganze unergründliche Tiefe der Welt, in die der Menschengeist von je mit Ehrfurcht und Grauen sich verlor, in sich nachzuerleben und,

was sie da geschaut, gefühlt, gedacht, auch künstlerisch zu gestalten. Auch der zweite Teil also ist persönliches Bekenntnis und ursprüngliches Erlebnis, aber von so unerschöpflichem Reichtum, daß hierin der Grund liegt für die Schwierigkeiten des Verständnisses dieses Teiles; nicht als wenn er an sich unverständlicher und unlebendiger wäre als der erste Teil, er setzt nur bei dem Leser eine ganz andere geistige Höhenlage der Bildung voraus als der erste. Der erste Teil bewegt sich im großen und ganzen in solchen Anschauungen und Gedanken, Neigungen und Bestrebungen, die wir alle mehr oder weniger auch erlebt haben, die uns vertraut sind, die wir doch wenigstens ohne viel Mühe in unserer Einbildungskraft nacherleben können. Im zweiten Teil ist das aber nicht so leicht möglich, denn hier hebt sich Goethe hinaus über das Gebiet des Einzellebens in das Reich des Überpersönlichen, in jenes Reich, das sich der Menschengeist aufgebaut hat in Religion und Philosophie, in Wissenschaft und Kunst, im Staatsleben und im ganzen Kulturleben, kurz in jenes Reich umfassender, unendlich tiefer und großer Werte, die die meisten Menschen nur hier und da in sich aufnehmen können, die nur sehr wenige leidlich zu übersehen mögen, die die allerwenigsten, wie Goethe, in ihrem ganzen Umfang in sich aufnehmen und sich zu eigen machen können. Dieser zweite Teil ist also sehr schwer in seiner ganzen Tiefe und der Fülle seiner Gesichte zu erfassen. Das eine möchte ich darum gleich von vornherein heute Abend sagen: Es ist schlechterdings ein Unding, im Rahmen von zwei Vorlesungen, die mir zur Verfügung stehen, diesen Reichtum ausschöpfen zu wollen. In diesen

zweiten Teil wächst man nur ganz allmählich hinein. Je mehr man selber teilnimmt in seinem Erleben, Wollen und Denken an jener überpersönlichen Welt, in die der einzelne Mensch hineingeboren wird und durch Erziehung und Erlebnisse immer tiefer hineinwächst, um so durchsichtiger und klarer wird einem das, was hier dargestellt ist, werden. Deswegen soll man sich nicht daraufstürzen und glauben, daß man vielleicht imstande sei, ein solches Werk im Augenblick in sich aufzunehmen. Vergessen wir doch nicht: 60 Jahre hat Goethe — nicht ein gewöhnlicher Sterblicher, sondern Goethe — an diesem Werk gearbeitet! Dann wird es doch wohl auch für uns solcher Lebensarbeit bedürfen, um allmählich hineinzuwachsen in dieses unendliche, umfassende Werk, das der Niederschlag eines ganz unübersehbar, unendlich reichen, großen Lebens und Strebens, Schauens, Denkens und Fühlens ist. Meine Aufgabe kann darum hier natürlich nur eine sehr bescheidene sein. Ich möchte Ihnen nur so etwas wie einen Ariadnefaden geben, der Sie durch das schwer übersehbare Labyrinth des Riesenwerkes hindurchzuführen vermag. Es ist mit dem zweiten Teil des „Faust" etwa so wie mit unseren großen Bauwerken, z. B. unserem Dom, an dem Jahrhunderte gearbeitet haben. Jedes Jahrhundert hat da seine besondere Leistung zu verzeichnen, und man staunt vor der überwältigenden Fülle der Einzeldenkmale, die der Dom in sich birgt. Es bedarf aber einer langen Arbeit und langen Forschens, bis uns alle diese Einzelheiten in ihrer wahren Größe und Bedeutung erscheinen, sodaß man sich für den Anfang damit begnügen muß, den Besucher erst einmal in raschem Zuge durch den ganzen

Bau hindurchzuführen, damit er zunächst den Grundriß und Aufbau des Ganzen überblickt, und daß man es späteren, öfteren und eingehenderen Besuchen überläßt, dieses oder jenes Einzelwerk näherer Betrachtung zu unterziehen und gründlicher sich in alles Einzelne zu vertiefen.

Der erste Teil hatte Faust das Reich der niederen, sinnlichen Lust, ebenso wie das der Erkenntnis und das der Liebe, durchleben lassen. Das alles liegt nun abgeschlossen hinter ihm. Im zweiten Teil führt ihn Mephistopheles zunächst hinein in die große Welt, ins Rauschen der Zeit, ins Rollen der Begebenheit. Hier durchlebt Faust zuerst das politische Gebiet: das ist dargestellt in der Szenenreihe, die sich am Kaiserhofe abspielt. Das Ergebnis dieses neuen, großen Lebensabschnitts ist aber wieder eine tiefe Enttäuschung. Alles, was wir hier erleben, bleibt viel zu sehr im Menschlichen, Allzumenschlichen stecken. Es ist alles viel zu kleinlich und selbstsüchtig, als daß Faust mit seiner großen Seele auf die Dauer hier Befriedigung finden könnte. So strebt er hinaus aus dem Kreise dieser adligen und doch so wenig edlen Menschen und sehnt sich nach wahrhaft reinem, edlem, großem und schönem Menschentum, einem Menschentum, wie es schon einmal auf der Erde lebendig gewesen ist in jener wunderbaren Kulturblüte des Griechentums. Mit leidenschaftlicher Inbrunst verlangt er nach dieser Welt, und Goethe läßt ihn diese Welt erleben in jener großen, mächtigen Reihe von Szenen, die vom ersten bis zum dritten Akt, von der Beschwörung der Helena und der klassischen Walpurgisnacht bis zur Helenatragödie reichen.

Auch dieser Lebensabschnitt endigt mit tiefster Unbefriedigung. Helena geht zugrunde, und Faust ist wieder am Ende aller Hoffnung. Da erhebt er sich ein letztes Mal — das stellen die letzten beiden Akte dar — zu einem neuen, großen Aufflug in das Gebiet, das wir kurz als das der Kulturarbeit bezeichnen können. Nun erfüllt ihn das Eintreten, Wirken und Schaffen für die Menschheit, für ihre umfassenden Ziele, der Kampf dafür, daß die Menschheit immer wieder von neuem über sich und über das, was sie schon erreicht hat, hinauswächst. Indem Faust sich dafür einsetzt, indem er die Mitarbeit an diesen Kulturzielen zum Inhalt seines Lebens macht, gewinnt er endlich die Befriedigung, die ihm Dauer verspricht. Damit ist aber natürlich auch sein Lebensweg auf Erden zu Ende: was diese Erde an Möglichkeiten bietet, hat er durchlebt.

Vielleicht wird es noch etwas klarer, was Goethe in der Fausttragödie darzustellen unternommen hat, wenn wir das Gesamtwerk einmal unter die Frage stellen, die uns allen auf der Seele brennt, unter die menschlichste aller Fragen, die Frage nach dem Glück. Wie werde ich glücklich? Das ist die Frage, mit der wir geboren werden, mit der wir sterben, um deren Lösung wir alle ringen, uns martern und quälen, und die für die meisten mit einer Enttäuschung endet. Diese Frage sucht Goethe in seinem Riesenwerk so umfassend wie möglich zu beantworten, indem er Faust, den er in den Mittelpunkt des Ganzen gestellt hat, um den sich alles dreht, hindurchführt durch alle Gebiete des Lebens. Indem er sie ihn bis zum Grunde ausschöpfen und durchleben läßt, ohne daß er das ersehnte Glück gewinnt, gewinnen natürlich auch

wir von selbst einen Maßstab für ihren wahren Wert. Wie stellt das Goethe nun dar? Denken wir zurück an den Eingangsmonolog! Da geht Goethe aus von der Tatsache, daß Faust Gelehrter ist. Als solcher sucht er in der Erkenntnis dauerndes Glück und wahre Befriedigung. Aber grenzenlose Enttäuschung ist das Ergebnis all seines Forschens. Das führt zu einem völligen Umschwung seines Innern: er stürzt sich hinein in das Genußleben, doch der Ekel packt ihn schließlich so, daß er für alle Zeit davon geheilt ist. Aber auch ein tieferes Erlebnis hat ihm kein dauerndes Glück gebracht: die Liebe. Was ihn an Gretchen fesselte, war die leidenschaftliche Sehnsucht, unendliche Ruhe und Befriedigung in der Hingabe an dieses reine und keusche Menschenkind zu finden, das in sein Leben eingetreten war. In ihr meint er den Inbegriff aller menschlichen Schönheit und Herrlichkeit vor sich zu haben. Aber durch seine eigene Schuld wird auch dies Glück zur herbsten Enttäuschung: er zerstört sich selbst dies schöne Bild. Dann tut sich das Leben der großen Welt vor ihm auf; wieder stürzt er sich mit allen Fibern der Leidenschaft hinein, und wieder bricht alles zusammen. Aber schon steht ein neues Ziel seiner Sehnsucht vor seiner Seele. Er durchlebt die Welt des Griechentums mit ihrer berückenden Schönheit, mit ihrem edlen, abgeklärten, in sich ausgeglichenen Menschentum. Helena, der Inbegriff höchster Schönheit, steht vor ihm, und er gewinnt sie sich zu eigen. Aber auch das bringt ihm nicht dauernde Befriedigung. Diese findet er erst im Schaffen im Dienste der Menschheit, im Einsetzen aller Kräfte seiner Persönlichkeit für die Ziele der Menschheit.

Nun wollen wir nach dieser kurzen Überschau uns an das heranwagen, was Goethe uns im zweiten Teil zu schauen und zu denken gibt! Wenn uns der Ausgang des ersten Teiles zeigt, daß Faust keine dauernde Befriedigung, vielmehr furchtbarste Pein fand, so ist es zu verstehen, daß Mephistopheles alles daran liegen muß, daß Faust, wenn er nun angewidert dem Sinnenleben den Rücken kehrt, nicht etwa zu der Erkenntnis gelangt, wo sein wahres Glück liegt, daß er nicht etwa dazu kommt, Freude und Glück zu empfinden über eigenes und selbständiges Schaffen. Daraus erklärt sich, daß auch der ganze zweite Teil durchaus beherrscht ist von der Magie, vom Zauberspiel. Mephistopheles hat überall seine Hand im Spiel, er schafft und wirkt den allergrößten Teil dessen, was sich in der ganzen neuen Entwicklung Fausts abspielt, um ihn nicht zum eigenen Handeln kommen zu lassen und ihn von sich abhängig zu erhalten. Erst am Ende macht sich Faust los von seinem höllischen Begleiter und stellt sich auf seine eigenen Füße.

Schon das Vorspiel, mit dem Goethe den zweiten Teil beginnt, läßt uns nun eine ganze Reihe von Grundgedanken erkennen, die im zweiten Teil dann zur Durchführung kommen. Zunächst ist ja klar: Faust, der den furchtbaren Zusammenbruch erlebt hat, der sich schuldig fühlt an der Vernichtung eines so rührend schlichten und reinen Menschenkindes wie Gretchen, kann uns unmöglich sogleich entgegentreten in irgend welcher neuen Betätigung. Wir würden es nicht glauben, daß er so schnell alles vergessen konnte, wenn wir ihn so ohne weiteres am Kaiserhof auftreten sähen. Inzwischen

muß eine lange Zeit vergangen sein, in der Faust erst das überwinden mußte, was ihn quälte, was als Gewissensvorwurf ihn belastete. Diese Zeit muß allmählich eine Art Entsühnung herbeigeführt haben, die dann in ihm den Wunsch lebendig machen konnte, wieder neu sich zu betätigen. Diese allmähliche Überwindung der seelischen Erschütterung drängt Goethe in eine einzige, kurze Szene anschaulich zusammen. Sie ist darin ganz ähnlich der Hexenküchenszene, in der auch kurz zusammengedrängt war die ganze, lange Zeit, in der Mephistopheles Faust allmählich Geschmack gewinnen ließ an dem Lotterleben, zu dem er ihn verführen wollte. So erleben wir im Vorspiel zum zweiten Teil Fausts Entsühnung und die Reinigung seiner Seele von erlebtem Graus.

Goethe läßt Faust am Busen der Natur genesen. Alles, was ihm auf der Seele lastete, was ihn quälte und niederdrückte, verliert hier allmählich seinen bohrenden Stachel und seinen lähmenden Druck, wo er sich umgeben fühlt von unendlichem Leben, das ihn trägt und hegt, dem er sich vertrauensvoll hingeben kann. Goethe verkörpert diese gütigen, lindernden, heilenden Naturkräfte in lieblichen Elfen, die Faust umschweben, die ihm leise Lieder vorsingen, in denen noch einmal gedämpft anklingt, was er vorher erlebt hat. Die Worte, die Goethe den Elfen in den Mund legt: „Besänftiget des Herzens grimmen Strauß, Entfernt des Vorwurfs glühend bittere Pfeile, Sein Innres reinigt von erlebtem Graus“ lassen uns die Entsühnung und Befreiung, die mit Faust vorgeht, klar erkennen.

Das Vorspiel zeigt uns noch ein Zweites: Der Faust, der uns in ihm entgegentritt, ist ein anderer, als der, den wir im ersten Teil kennen lernten. Es ist ein Mensch, der den Überschwang, die Maßlosigkeit in sich zurückdrängt, der gelernt hat Selbstbescheidung und Selbstbeschränkung zu üben. Auch das macht uns Goethe deutlich in einem ganz einfachen, schlichten, sinnbildlichen Vorgang. Faust blickt nach oben und erwartet das Aufgehen der Sonne, jener erhabensten Offenbarung des unendlichen Lebens. Aber in dem Augenblicke, wo sie sich über den Himmelsrand erhebt, muß er sich auch schon abwenden: seine Augen können das strahlende Licht nicht ertragen. Er wendet sich ab und begnügt sich mit dem farbigen Abglanz. In diesem kleinen Zuge haben Sie die ganze Umwälzung zusammengedrängt, die in Fausts Seele vor sich gegangen ist. Das Unermeßliche und Ewige, wofür die Sonne das Sinnbild ist, kann kein Mensch auf einmal und so, wie es wirklich ist, erfassen. Das Flammenübermaß blendet uns, wir Menschen müssen uns begnügen mit dem farbigen Abglanz des unendlichen Lichtes. Aber gerade dieser farbige Abglanz ist auch genug für uns, er läßt uns doch sehen, daß der Weltgrund sich in ein Gewand unsagbarer Schönheit kleidet. So berückend herrlich entfaltet sich die Welt vor uns, daß sie uns ahnen läßt, daß ihr Grund eine Seligkeit in sich birgt, so überschwänglich und herrlich, daß keines Menschen Einbildungskraft sie ausdenken kann. Wir erfassen nur das Gewand der Gottheit, aber indem wir uns entzückt der Schönheit der Welt hingeben, ahnen wir den unendlichen Reichtum göttlichen Lebens.

Und noch ein Drittes zeigt uns das Vorspiel. Die Welt ist nicht nur eine Offenbarung der Schönheit, sondern auch der Kraft. Der Wasserfall, der sich vor Faust hinabstürzt in den Abgrund, offenbart ihm diese andere Seite des Weltwesens, die unerschöpfliche, unendliche Kraftfülle, die sich in seinem Innern birgt und die verwandt ist mit seinem eigenem Kraftgefühl. Hier spürt er etwas von seinem eigenen Geiste, und er fühlt sich durch das, was er da sieht, angereizt und angetrieben zu neuem, kräftigem Beginnen, „zum höchsten Dasein immerfort zu streben". Wir fühlen: der Gedanke des Handelns und Schaffens, nicht nur der Gedanke des Genießens aller Schönheit, klingt schon in diesem Vorspiel an.

Beides aber führt uns zu einem letzten Gedanken: dies Vorspiel ist ein ganz reines, uneingeschränktes Bekenntnis Goethes zur unbedingten Diesseitigkeit. Goethe hat sich mit beiden Füßen auf diese Erde gestellt. Er hat mit aller Kraft und Leidenschaft im Laufe seines Lebens immer deutlicher d e n Gedanken erfaßt und durchgeführt: Nicht d a s kann Aufgabe des Menschenlebens sein, sich in irgendwelcher Schwärmerei zu verlieren, den Schwerpunkt des Lebens jenseits dieser Wirklichkeit zu suchen; nein! nur das kann Aufgabe des Menschen sein, das Göttliche, das sich allenthalben in tausend Formen auf dieser Erde offenbart, zu schauen und zu bewundern, aber auch in seinem Geiste und seiner Kraft mitzuhandeln und mitzuschaffen. Jener große Gedanke, den Paulus einmal ausspricht: „Wir sind Gottes Mitarbeiter", ist Goethe ganz aus der Seele gesprochen. Des Menschen Aufgabe ist es, die Kraft des Göttlichen, die sich überall

in der unendlichen Welt regt, zum Siege zu führen, und alles Widergöttliche, Niedere, Häßliche und Gemeine zu überwinden und aus der Welt zu schaffen. Wir sind berufen, „zum höchsten Dasein immerfort zu streben".

Fassen wir nun das alles zusommen, so haben wir in dem Vorspiel die Grundlinien der Handlung des zweiten Teils. Beides gilt es schönem Einklang zu vereinen: das Schaffen und das Maß, Kraft und Schönheit. So sich zu betätigen, wie uns Goethe das im ersten Teil erleben läßt: ins Unermeßliche und Schrankenlose, ohne Maß, ohne Ziel, das führt zu nichts, als dazu, seine Kraft zu vergeuden und mehr zu zerstören als zu bauen. Es gilt vielmehr, die Kräfte des Menschentums in Maß und Schranken zu fassen, nach Zielen zu streben, die innerhalb dieser Welt erreichbar sind. Uns selbst und die Welt immer mehr zu vervollkommnen, das ist die einzige Aufgabe, die uns gestellt ist, die einzige Aufgabe, die für uns lösbar ist, die einzige Aufgabe zugleich, die uns wirkliches Glück und dauernde Befriedigung schaffen kann.

Im ersten Akt nun läßt uns Goethe die ganze große, politische Welt erleben. Alle die Leidenschaften, die in ihr sich regen und entfalten, treten uns in einer Fülle von Gestalten entgegen, teils als Glieder des Hofstaates und der Beamtenschaft, teils in den Verkleidungen des Mummenschanzes. Das kann uns im einzelnen natürlich hier nicht beschäftigen, dazu haben wir die Zeit nicht, das alles auszuschöpfen. Ich kann nur die Hauptpunkte klar machen, auf die es ankommt. Da ist es das Wichtigste, daß Goethe uns das Staatsleben, das er darstellt, im

Zustande völliger Auflösung und Zersetzung erleben läßt. Äußerlich steht das Kaiserreich wohl machtvoll und kräftig vor uns, aber im Innern ist es faul und morsch. Wir erleben denn auch im vierten Akt seinen kläglichen Zusammenbruch. Der Gründe hierfür gibt es viele. Die wichtigsten wenigstens will ich anführen. Der Hauptgrund ist, daß der Staat, den wir vor uns sehen, nicht selbständig schaffender und einheitlich zusammengefaßter Volkswille, sondern daß er das Herrschaftsgebiet der Junker und Pfaffen ist: „Kaisers alten Landen Sind zwei Geschlechter nur entstanden, Sie stützen würdig seinen Thron: die Heiligen sind es und die Ritter; Sie stehen jedem Ungewitter und nehmen Kirch und Staat zum Lohn." In der Hand dieser beiden Stände ist der Staat, und er ist darum von vornherein zur Fäulnis verdammt, weil diese beiden Stände jedem Versuch der Besserung und Neuordnung sich widersetzen. Sie halten es mit den Worten des Kanzlers: „Natur ist Sünde, Geist ist Teufel, Sie hegen zwischen sich den Zweifel, Ihr mißgestaltet Zwitterkind. Uns nicht so!" Sie sehen in Prüfung und Zweifel etwas Teuflisches: als wenn das, was besteht, nicht schon das Beste und Klügste wäre! Daß aber dieser Staat innerlich völlig brüchig wird, kommt nicht nur daher, daß sich die herrschende Klasse jeder Neuerung und Verbesserung entgegenstemmt, sie lebt auch in Saus und Braus; ein Fest jagt das andere, und bezeichnend dafür ist, was gleich am Anfang der Kaiserhofszene geschieht. Es ist schon elend weit gediehen mit der inneren Auflösung, die Minister drängen den Kaiser, einen Staatsrat abzu-

halten, und schildern beweglich die Nöte des Landes. Das Recht ist in Fesseln geschlagen, und das Unrecht herrscht. Das feste Gefüge des Staates fällt in seine Einzelbestandteile auseinander: „So will sich alle Welt zerstückeln.“ Jeder besteht auf seinen Kopf, jeder macht, was er will, keiner achtet mehr auf den anderen. Es ist, als ob jedes Gefühl für Gerechtigkeit, für Ordnung und Selbstzucht, für Unterordnung und Gemeinschaft verloren gegangen ist. Ein solches Reich muß sich auflösen und zugrunde gehen. Die Lotterwirtschaft, die eingerissen ist, bringt natürlich zugleich eine Verschuldung von ungeheurer Größe hervor, eine Verschuldung, die schließlich sogar den Kaiser sich Gedanken machen läßt, wie das drohende Unheil des Staatszusammenbruchs abgewehrt werden kann.

Eine solche Welt der Fäulnis und Zersetzung ist natürlich wie geschaffen für Mephistopheles. Er weiß die günstige Gelegenheit zu ergreifen und Faust hier hineinzubringen. Er sorgt dafür, daß der Hofnarr beseitigt wird, — wie, wird nicht ganz klar — und Mephistopheles bietet sich an seiner Statt an und schmeichelt sich sofort beim Kaiser damit ein, daß er ihm erklärt, diese ganze Sorge und Not sei garnicht so groß, wie die Minister sie machten. Er weist ihn darauf hin, daß im Boden seines Landes doch unendlich viele und reiche Schätze verborgen lägen, daß die Minister nur nicht imstande seien, diese Schätze aus der Tiefe heraufzuholen. Gelänge das, dann seien alle Sorgen sofort beseitigt. Kein Wunder, daß der Kaiser, der nichts sehnlicher wünscht, als sorglos wieder im Strom der Vergnügungen schwimmen zu

können, sofort hiervon begeistert ist. Seine Sorgen sind verschwunden, und er verkündet die Feier eines lustigen Karnevalsfestes.

In dem nun folgenden Mummenschanz wird uns das Staatsleben in einer Reihe von Maskenscherzen vergegenwärtigt. Dieser Mummenschanz hat zugleich noch eine andere Bedeutung. Faust tritt als Festordner auf. Er hat natürlich seine Einbildungskraft walten lassen, um ein möglichst farbenprächtiges, überwältigend schönes Bild von all dem, was im Alltagsleben und im Staat an Kräften und Möglichkeiten lebendig ist, in farbigen Gestalten dem Kaiser vor Augen zu führen. Wir erleben hier zum ersten Mal die Macht künstlerischer Gestaltung und den Reichtum schöpferischer Einbildungskraft, aber in ihrer niedrigsten Form, denn sie macht sich zur willigen Dienerin des bloßen Genusses. Das künstlerische Vermögen ist hier gerade gut genug, einem leichtlebigen Hof die Langeweile zu vertreiben, ihm die Zeit totschlagen zu helfen.

Dieser ganze, phantastische Mummenschanz endet dann mit einem Flammengaukelspiel, das natürlich von den am Maskenscherz Beteiligten zunächst bitterernst genommen wird. Alles löst sich in einem Riesenbrand auf, und Faust muß mit magischer Gewalt den Brand löschen. Die Worte aber, die der Herold spricht: „Uns droht ein allgemeiner Brand, des Jammers Maß ist übervoll, ich weiß nicht, wer uns retten soll. Ein Aschenhaufen einer Nacht, liegt morgen reiche Kaiserpracht", sind wie eine Vorahnung dessen, daß diese kaiserliche Macht ihrem Ende entgegengeht.

Faust hat so mannigfach Gelegenheit gefunden, sich zu zeigen und einzugreifen. Er tritt als Gott des Reichtums verkleidet auf. Veranlaßt ist diese Maske dadurch, daß es sich ja darum handelt, die Schulden des Reiches zu tilgen. Faust soll derjenige sein, der das fertig bringt. Er tritt als der Spender unendlichen Reichtums auf, und Mephistopheles hat sich, als Geiz verkleidet, hinten auf seinen Wagen aufgehockt. Der Wagen aber wird gelenkt von dem Gott des geistigen Reichtums, dem Gott der Phantasie und der Kunst. Auch dieser Gott ist unendlich reich und besitzt Schätze über Schätze. Er unterscheidet sich aber dadurch von jenem anderen Gotte des äußeren Reichtums, daß sein ganzes Glück das Spenden ist. Während Pluto, zu dem der Geiz — von Mephistopheles dargestellt — von Natur immer gehört, der Reichtum, der irdische Schätze zusammenscharrt, seinen ganzen Lebensinhalt darin sieht, immer mehr Besitz zu erraffen, sieht der Gott des geistigen Reichtums sein ganzes Glück darin, von seinem Reichtum nach allen Seiten zu spenden.

In einem höchst geistreichen Zuge wird das deutlich gemacht. Der Knabe, der Fausts Wagen lenkt, sprüht seine Geistesblitze als Flämmchen über die Gesellschaft hin, aber auf diesen zumeist leeren Köpfen flammen sie nur für einen Augenblick auf, erlöschen dann aber sofort wieder kläglich. Unter diesen Hohlköpfen, die das Gaukelspiel der Einbildungskraft für Wirklichkeit nehmen, hat er nichts zu suchen. Deswegen entläßt ihn Faust, er kann ihn hier nicht gebrauchen. Er kann wieder zurück in die Einsamkeit flüchten, wohin schon der Dichter im „Vorspiel auf dem Theater“ sich sehnte. Inmitten der

oberflächlichen, genußsüchtigen Hofgesellschaft bedarf es keiner großen Phantasie, hier braucht er nicht den Gott der Dichtkunst.

Mephistopheles und Faust haben es nämlich auf einen plumpen Betrug des Kaisers abgesehen, um zum Ziele zu kommen. Um die Schulden des Reiches zu tilgen, ersinnt der Teufel ein ganz einfaches Mittel: die Banknoten. Mit Banknoten bezahlen sich alle Schulden leicht, wenn man sie als vollwertiges Zahlungsmittel nimmt und an den Wert dieses an sich wertlosen Druckpapiers glaubt. In dem Augenblicke dagegen, wo der Zweifel sich regt, ob hinter diesen Banknoten ein wirklich greifbarer Wert steckt, oder kaufmännisch ausgedrückt, ob die Banknoten die nötige Golddeckung haben, in dem Augenblicke bricht eine Geldwirtschaft zusammen, die auf diese Weise sich zu helfen suchte. Das weiß natürlich Mephistopheles, und das weiß auch Faust. Sie ahnen auch, daß, wenn die Minister vorher Bescheid wüßten, was geschehen soll, sie sich leidenschaftlich dagegen wehren würden, daß auch der Kaiser seine Unterschrift zu dem Erlaß, solche Banknoten herzustellen, nicht geben würde. So muß er überrumpelt werden, er darf garnicht wissen, was vor sich geht, und nicht ahnen, daß in diesem Maskenspiel zugleich eine so wichtige Staatshandlung vollzogen werden soll. Schon vorher erklärte ihm Mephistopheles, daß im Boden seines Landes ein unendlicher Reichtum an Gold und Goldeswert vorhanden sei, und jetzt zeigt ihm Faust, wie reich diese Goldquelle sprudelt. Von diesem ganzen großen Reichtum aber, den ihm eine Gesandtschaft von Erdgeistern anbietet, soll der Kaiser

Besitz ergreifen durch eine Urkunde, unter die er seine Unterschrift zu setzen hat. Der Kaiser darf natürlich nicht ahnen, daß diese Urkunde in Wahrheit die Verfügung zur Herstellung von Banknoten ist, darum darf er garnicht erst zur Besinnung kommen, alles muß sich so rasch wie möglich abspielen und in die Tat umgesetzt werden. Darum läßt Faust das Maskenfest sogleich nach vollzogener Unterschrift in Feuer und Flamme aufgehen, um den Kaiser und seine Diener durch ihren grenzenlosen Schrecken daran zu verhindern, über das Geschehene nachzudenken. Sowie der Kaiser unterschreibt, ist die Arbeit mit Teufels Hilfe natürlich rasch getan. Tausende und Abertausende von diesen Banknoten flattern in alle Welt, alle Welt freut sich, und alle Schulden sind bezahlt. Der Kaiser, der zuerst über diesen ungeheuren Betrug sich entrüsten will, ist bald beruhigt, als er sieht, daß alles zufrieden ist. Mehr will er ja garnicht, und damit läßt er die Sache erledigt sein.

Er findet sogar an solchen Scherzspielen, wie sie ihm Faust geboten hat, Geschmack und möchte noch mehr derartige Zaubereien sehen. Ja, er hat gleich einen ganz besonderen, unerhörten Wunsch: er will den schönsten Mann und die schönste Frau, die je auf der Erde gewandelt sind, Paris und Helena, leibhaftig vor sich sehen. Faust ist ja, davon ist er überzeugt, nichts unmöglich, und der Kaiser ist gewohnt, sich keinen Wunsch zu versagen. Faust ist natürlich bereit, ihm zu willfahren, schon um des Kaisers Gunst nicht zu verlieren. Er verlangt von Mephistopheles, daß er ihm dazu behilflich sei. Mephistopheles aber weigert sich, nicht etwa, wie das sonst seine Art

ist, um die Begehrlichkeit Fausts durch scheinbares Versagen noch weiter anzustacheln, sondern weil er ihm hier in der Tat nicht helfen kann. Er ist außerstande, diesen Wunsch zu erfüllen, aus einem doppelten Grunde. Es handelt sich hier um die Wiederlebendigmachung eines längst verstorbenen Menschenpaares. Dies soll aus der Unterwelt heraufgeholt werden und wieder, wie lebendige Menschen, auf der Erde wandeln. Das geht über die Kräfte des Teufels hinaus. Mephistopheles ist ja, wie wir uns erinnern, nichts anderes als die Macht der Zerstörung und Vernichtung; er kann nicht schaffen oder lebendig machen, selbst wenn er wollte. Und noch ein zweiter Grund ist es, der es ihm unmöglich macht, diesen Wunsch Fausts zu erfüllen. Es handelt sich hier darum, die schönste Frau und den schönsten Mann, die es je gegeben hat, wieder erscheinen zu lassen. Es ist aber klar, daß ihm das auch gegen seine ganze Natur geht, denn er ist ja doch die Verkörperung der Welt der Häßlichkeit. Alles, was häßlich, niedrig und gemein ist, das ist seine Welt. Was hat ein solcher Geist mit der Welt des Schönen zu schaffen? Er hat keine Gewalt über sie und fühlt sich von ihr aufs äußerste abgestoßen.

Faust besteht aber auf seinem Willen, und er verlangt von Mephistopheles, daß er ihm gehorcht. Wenn er das Verlangte nicht selbst leisten könne, dann müsse er Faust wenigstens Mittel und Wege zeigen, durch die er zum Ziele komme.

Damit setzt der innere Umschwung in dem Verhältnis zwischen Faust und dem Teufel ein. Es ist das erste Mal, daß Faust anfängt, selbst zu handeln, wo er

Mephistopheles das Handeln aus der Hand nimmt, wo er selber wirklich etwas leistet, ja, wo er Großes, Schweres, Gefährliches unternehmen muß. Ungern entdeckt ihm Mephistopheles höheres Geheimnis.

Hier führt uns Goethe hinein in tiefste, geheimnisvolle Gedanken. Diese ganze, unendliche Welt, die uns umgibt, muß herausgeboren sein aus unerschöpflicher Lebenskraft. Soviel wird jeder zugeben müssen, welches auch sonst seine Gedanken über die Welt sein mögen: die Welt um uns her muß eine Wirkung erstaunlicher Kraft und eines unendlichen Lebenswillens sein, sonst bestände sie garnicht, sonst würde sie nicht jeden Augenblick von neuem eine so unerschöpfliche Fülle von Gestalten aus ihrem Schoß gebären können. Nun verlebendigt und verkörpert Goethe diese Grundkraft des Lebens in Gestalten, die er „die Mütter" nennt. Das ist ein schönes und ganz durchsichtiges Sinnbild für das ewig schaffende Leben, das in der Welt ständig am Werke ist. Die Mütter, diese Kräfte des Schaffens und Gestaltens, diese Mächte, die das Leben in immer wieder neuen Formen erscheinen lassen, thronen jenseits dieser wirklichen Welt. Sie wohnen in bodenloser Tiefe, da wo keine Körperwelt, nichts für die Sinne Faßbares mehr ist. Nur ein glühender Dreifuß tut kund, wo sie weilen, und, beherzt muß man auf diesen Dreifuß losgehen und ihn mit einem Schlüssel, den Mephistopheles auch Faust mitgibt, berühren. Dem Dreifuß entsteigen Nebeldämpfe, die sich zu allerhand Gebilden gestalten: es sind die Urbilder alles dessen, was in der Wirklichkeit, in der Welt der Sinne, vorhanden ist. Ein Bild wird Ihnen diese schwierigen Gedanken vielleicht etwas deut-

licher machen. Denken Sie sich einen Menschen, der eine Erfindung gemacht hat. Das Erste, was in ihm aufsteigt, ist ein Gedankengebilde, ein Vorstellungsbild des Gegenstandes oder Gerätes, also etwas, was man nicht sehen und greifen kann. Dieses Vorstellungsbild — denken wir z. B. an die Erfindung des Zweirads — ist das Urbild, das rein geistig, unfaßbar, in der Seele des Erfinders lebendig ward. Alle die Millionen von Zweirädern aber, die es jetzt auf der Welt gibt, sind aus jenem Urbild hervorgegangen, sind seine mehr oder weniger gelungenen Abbilder. Genau so aber ist es mit dem Schaffen der Natur. Alle die Millionen von Gestalten und Lebewesen, die in der Welt vorhanden sind, sind bloße Abbilder rein geistiger Urbilder, die in der Phantasie Gottes lebendig sind. So ist es auch mit den Menschen. Auch von ihnen gilt, daß sie Abbilder sind von ewig unveränderlichen, göttlichen Urbildern, die Goethe sich im Reich der Mütter vereinigt denkt. Mephistopheles gebraucht mit Absicht lauter geheimnisvolle Wendungen, um Faust abzuschrecken, den Weg in dieses Reich der Mütter, in das Unbetretene, nicht zu Betretende zu wagen. Deswegen betont er immer wieder die gähnende Leere, das Nichts, die Abwesenheit von allem, was für die Sinne faßbar ist. Aber Faust läßt sich nicht abschrecken: „In Deinem Nichts hoff' ich das All' zu finden!"

Es gibt genug Menschen, die von vornherein davon überzeugt sind, wirklich sei bloß das, was man greifen und wahrnehmen könne, was die Augen sehen, die Ohren hören, die Finger tasten könnten. Dagegen läßt Goethe Faust sagen: im Nichts, d. h. im Unsinnlichen,

Unfaßbaren, für die Sinne nicht Vorhandenen, liegt eigentlich das wahre Wirkliche. Was wäre denn die Menschheit ohne die Welt des Geistes? Nicht das Sehen und Tasten, sondern die geistige Betätigung ist die Macht, die die Menschheit hinaushebt über die Tierheit, durch die sie Teil hat an einer Welt, die körperlich nichts ist, ungreifbar, untastbar, unwahrnehmbar, und die doch die einzig wahre ist, die einzige, die dem Leben überhaupt Wert und Inhalt gibt. Sie allein bewahrt die Menschheit davor, in tierischem Behagen zu erstarren und zu versinken, und läßt sie erschauern vor göttlichen Geheimnissen. Dies hält auch Faust dem Teufel entgegen: „Doch im Erstarren such ich nicht mein Heil, Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil.“ Wehe uns Menschen, wenn wir diese tiefsten Erschütterungen des Gemüts, dieses Schaudern vor dem Göttlichen, Geistigen, Unsichtbaren, das wir mit unseren Sinnen nicht fassen können und das sich unserem Gefühl doch überwältigend offenbart, verlieren! Dann sind wir nichts als besser begabte Tiere, nicht wert, daß wir leben.

Mit diesem Gedanken versinkt Faust in der Tiefe, bewaffnet mit dem Schlüssel, der ihm den Zugang zum Reich der Mütter eröffnen soll. Und das Unerhörte gelingt. Faust zwingt den Müttern jenen Dreifuß ab, aus dem die Urbilder alles Lebens emporsteigen. So kann er denn auch mit seiner Hilfe das Musterbild des schönsten Mannes und der schönsten Frau dem Kaiserhofe zeigen.

Goethe läßt uns das in prachtvoller Weise erleben. Die Umgebung des Kaisers sieht weiter nichts in diesen Erscheinungen als einen vergnüglichen Zeitvertreib.

Sie macht ihre geistlosen und spöttischen Bemerkungen darüber und verspürt im großen und ganzen nichts von der Erschütterung des Gemüts, daß hier etwas ganz Unerhörtes und Geheimnisvolles sich vor ihren Augen abspielt. Faust dagegen ist aufs tiefste ergriffen: „Hab' ich noch Augen? Zeigt sich tief im Sinn Der Schönheit Quelle reichlichstens ergossen? Mein Schreckensgang bringt seligsten Gewinn. Wie war die Welt mir nichtig, unerschlossen! Was ist sie nun seit meiner Priesterschaft? Erst wünschenswert, gegründet, dauerhaft! Verschwinde mir des Lebens Atemkraft, Wenn ich mich je von dir zurückgewöhne! — Die Wohlgestalt, die mich voreinst entzückte, In Zauberspiegelung beglückte, War nur ein Schaumbild solcher Schöne! — Du bist's, der ich die Regung aller Kraft, Den Inbegriff der Leidenschaft, Dir Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnsinn zolle".

In diesen Worten haben wir die Bedeutung des Erlebnisses für Faust klar ausgesprochen. Das Wichtigste ist, daß Faust hier jene Stimmung überwunden hat, die sich einst in jenem leidenschaftlichen Fluch Luft machte, dessen wir aus der zweiten Studierzimmerszene des ersten Teiles uns erinnern, wo er nichts mehr wissen wollte von dieser Welt. Nun hat er diesen Weltekel überwunden, die Welt ist ihm nicht mehr nichtig und wertlos, sie offenbart sich ihm vielmehr als von unendlichen Werten erfüllt. Die Schönheit, das Gewand alles Lebendigen, läßt ihn ahnen, daß in der Tiefe der Welt unendlich Herrliches und Großes lebendig sein muß.

In dem Augenblicke aber, wo Faust das erlebt, hat er sofort wieder ein klares und wertvolles Lebens-

ziel vor sich. Bis jetzt hatte er nichts dergleichen, das Leben war ihm wertlos. Eben darum hatte er sich ja zu betäuben gesucht, erst durch ein Genußleben und dann in der bunten Welt nichtiger Zauberspiele. Das ist jetzt vorbei. Jetzt hat er wieder einen neuen Lebensinhalt gewonnen. Sein Streben nach dem Höchsten, nunmehr nach der Schönheit, wird wieder lebendig, und es ist der alte Faust noch: nach Helena, dem Inbegriff aller Schönheit, verlangt er mit der ganzen früheren, leidenschaftlichen Kraft. Die Welt der Schönheit, die sich ihm hier auftut, will er mit einem Male an sich reißen: „Gewagt! Ihr Mütter! Mütter! müßt's gewähren! Wer sie erkannt, der darf sie nicht entbehren." Er kann und mag ohne sie nicht mehr leben. Er will die Schönheit mit der Wirklichkeit vereinen und beide zum Doppelreich verbinden. Aber er übersieht, daß der Weg dazu nicht durch Gewalt führt, sondern durch langes und mühevolles Ringen und Streben, und so löst sich, als er, eifersüchtig auf Paris, Helena mit dem Schlüssel gewaltsam zu sich zwingen will, dies Geistgebilde wieder in Nebel auf, und Faust sinkt niedergeschmettert zu Boden.

Das ist ein ganz ähnliches Erlebnis wie mit dem Erdgeist im ersten Teil. Auch da wurde Faust klar, daß es dem Menschen nicht möglich ist, das Göttliche und Ewige gewaltsam zu fassen und festzuhalten, und da schon ward er zurückgeworfen in das niederdrückende Gefühl menschlicher Ohnmacht und Beschränktheit. Das Gleiche erlebt er auch hier: nicht durch Gewalt, sondern nur durch ernstes Kämpfen und Ringen kann ihm Helena, diese Verkörperung der Welt der Schönheit zum Eigentum werden.

Mephistopheles ist ratlos. Er packt sich den ohnmächtigen Faust auf den Rücken und führt ihn durch die Lüfte hin in seine alte Behausung, die er vor Jahren verlassen hat. Hier legt er ihn, den Betäubten und Bewußtlosen, auf ein altväterisches Ruhebett.

An der alten Wohnstätte des Faust ist inzwischen Wagner an die erste Stelle in der Gelehrtenwelt gerückt. Dieser Mann ist gerade mit einem ungeheuren Unternehmen beschäftigt. Er ist bei seinen Forschungen auf den Gedanken gekommen, einen künstlichen Menschen zu schaffen, um den leidigen Zufall bei der Entstehung des Menschen künftig auszuschließen. Natürlich ist es sein Ehrgeiz, diesen künstlichen Menschen so geistreich wie möglich zu machen. Es ist ein Gedanke, wie ihn nur ein Gelehrter fassen kann, der an die Allmacht der Wissenschaft glaubt. Aber dieser Homunkulus, dies Menschlein, wird tatsächlich, freilich nur mit Hilfe des Mephistopheles, vollendet. Denn Mephistopheles hofft, daß er durch den Homunkulus irgendwie Faust zum Ziele werde verhelfen können.

Dieses Menschlein ist reiner Geist, eingeschlossen in eine Flasche, ohne jeden Körper. Er ist eben ein reines Erzeugnis der Denkkraft, nichts Körperliches, Greifbares, Wirkliches. Aber deswegen, weil dieses Menschlein nur reiner Geist ist, kann er sich natürlich leicht hineinversetzen in die Seele Fausts. Er erkennt sofort, daß Fausts Gedanken sich nur um Helena drehen, um die Möglichkeit, sie wieder zum Leben zu zwingen, sie in die leibhaftige, körperliche Welt zurückzuführen. Da auch Homunkulus keine anderen Gedanken, kein anderes Streben hat als das, zum körperlichen, leibhaftigen Dasein

zu gelangen, nicht bloß ein Geisteswesen zu bleiben, nimmt er natürlich lebhaft Anteil an Fausts Sehnsucht.

Helena ist nun bekanntlich die schönste Frau des Altertums. Wenn sie wieder lebendig werden soll, dann heißt das nichts anderes als daß die Welt des Altertums wieder lebendig werden soll, jene Zeit, die der Menschheit höchste Blüte war, wo ein geniales Volk ein Leben geschaffen hat, verklärt und durchdrungen von Schönheit, wo das Traumbild eines Menschentums von tiefsinnigen Denkern geschaffen ward, das von einzigartiger Hoheit und Schönheit war. Es war ein Menschentum, beherrscht von Maß und Ausgeglichenheit, das alle körperlichen und geistigen Kräfte, alle Möglichkeiten, die in uns Menschen angelegt sind, zu einem runden, vollen, in sich geschlossenen Menschentum entfalten wollte. Aber diese herrliche Welt gehört längst der Vergangenheit an. Seit 2000 Jahren ist sie tot. Kann sie überhaupt wieder lebendig werden? Ja, sie ist in der Tat wieder lebendig geworden, in jener Zeit der Renaissance, die uns in der ersten Vorlesung beschäftigte. Damals haben die Gelehrten jene strahlende, herrliche Menschheitsblüte wieder entdeckt und haben durch ihre Ausgrabungen die Werke der Kunst, durch ihre Neuausgaben antiker Schriften die Werke der Wissenschaft, der Dichtkunst, der Philosophie wieder lebendig werden lassen. Aber freilich, das war zunächst nur ein verstandesmäßiges Lebendigwerden, so etwa wie Wagner den Homunkulus erschafft: durch reines Denken. Im Vollsinn: rund und körperlich lebendig kann diese vergangene Welt nur dann werden, wenn ein Künstler sie aufnimmt in seine Sinne und nacherlebt in seinem Gefühl, wenn

er sie nachgestaltet in reinen, lebendigen Werken der Kunst. Diese Leistung hat für uns Deutsche vor allem das 18. Jahrhundert, und keiner so wie Goethe, vollbracht. Er hat das Schönste, Tiefste und Wertvollste, was die Antike empfunden, gedacht und geschaut hat, durch eine Reihe großer Kunstwerke zu einem Stück deutschen Eigentums gemacht. Nur ein Künstler konnte sich dieser Welt so innig bemächtigen und sie uns so menschlich verständlich machen und nahe bringen. Ein Gelehrter wie Wagner, kann dieses Höchste: die Verkörperung, die sinnlich-körperliche Verlebendigung dieser Geisteswelt, nicht leisten. Er öffnet wohl die Wege zu ihr, aber wirklich hinein kommt er nicht in das Land der Sehnsucht. Goethe macht das deutlich durch die tragische Rolle, die er Wagner spielen läßt. Er muß allein zurückbleiben, Homunkulus dagegen zieht mit Faust von dannen, um in Griechenland zum vollen Dasein zu gelangen.

Das Mittel, durch das Faust diese Welt durchleben und sich zu eigen machen kann, ist natürlich nur die Einbildungskraft. Und so führt uns Goethe in der klassischen Walpurgisnacht ein Phantasiespiel vor Augen, so erstaunlich reich und umfassend, wie es kaum jemals ein Künstler hervorzubringen gewagt hat. Alles, was die Antike geschaffen hat an tiefsinnig bedeutsamen Gestalten und Gedanken, an Menschheitszielen und Weltvorstellungen, das wird uns hier in lebendigen Gestalten vergegenwärtigt. Diese ganze, reiche Welt aber wird Fausts geistiges Eigentum, indem er Helena zum Weibe gewinnt.

Aber freilich: Faust kann nicht Grieche werden, er ist ein moderner Mensch. Er kann darum Helena nicht

dauernd festhalten. Die Jahrtausende, die zwischen ihm und der Antike liegen, lassen sich wohl in der Einbildungskraft, aber nicht in Wirklichkeit überbrücken. Helena löst sich darum schließlich wieder in Rauch und Nebel auf, und tragisch endet auch dieses große Erlebnis für Faust.

Aber eins bleibt ihm doch zurück: das Gewand, das die Helena umschloß, der Schleier der Schönheit. Der tiefe, große und wahre Gedanke des Griechentums, der Gedanke des Maßes und der Schönheit, des Ausgeglichenseins all unserer Kräfte, bleibt Fausts unverlierbares Eigentum. Das hebt Faust fortan hoch hinaus über alles Niedrige und Gemeine, das löst ihn schließlich auch von Mephistopheles. Denn ein Mensch, in dem dieser Griechengedanke wirklich lebendig geworden ist, kann nicht mehr eine Beute des Teufels werden.

Aber nicht nur Helena geht zugrunde, sondern auch Euphorion, der Sohn, den Faust von ihr hat. Warum vernichtet Euphorion sich selbst? Er ist Fausts echter Sohn. In ihm wird noch einmal Fausts ganzes, maßloses Streben und Wollen, seine Sehnsucht nach schrankenlosem Schaffen und Handeln lebendig. Er sieht, daß Ereignisse sich vorbereiten, die die Menschheit vorwärts führen können. Ein Befreiungskampf spielt sich vor seinen Augen in Griechenland ab, da drängt es ihn, seine ganze Kraft einzusetzen, um die Freiheit, die ihm als höchstes Ziel der Menschheit vor der Seele schwebt, durch eigene Kraft mit verwirklichen zu helfen. Aber er übersieht die Schranken seines Wollens und stürzt, seine Kraft überschätzend, von der Höhe herunter und zerschellt am Boden. In diesem tragischen Schicksal seines Sohnes

tritt Faust noch einmal die Maßlosigkeit, die er selbst schon in sich überwunden hat, in ihrer selbstmörderischen Zwecklosigkeit entgegen. Das bewahrt seine eigene Sehnsucht zum Schaffen und Handeln, die in ihm immer stärker sich zu regen begann, seit er zu den Müttern hinunterstieg, von vornherein vor der Gefahr, die ihm so nahe liegt: ins Maßlose und Ziellose sich zu verlieren. Das ist das große Vermächtnis seiner Vermählung mit Helena, daß er in der Schule des Griechentums gelernt hat, Kraft mit Schönheit zu vereinen, unbändiges Wollen durch das schöne Maß zu wertvollen Leistungen zu befähigen, statt sich und andere damit zu vernichten.

Wie Goethe nun alle diese Gedanken dramatisch durchführt, ist sehr einfach. Faust wird von Mephistopheles auf griechischen Boden getragen, und sowie er da gelandet ist, wacht er aus seiner Betäubung auf und sucht sofort nach der Helena unter den unzähligen Gestalten, die in der Walpurgisnacht zu kurzem Scheinleben wieder erwacht sind. Da wird ihm durch die Seherin Manto endlich verraten, wo er sie finden kann, und er steigt hinunter in die Unterwelt. In einer gewaltigen Rede, die Goethe leider nicht mehr ausführte, sollte er Helena von der Göttin der Unterwelt losbitten. Sie steigt herauf, und wie sie wieder zum Leben erwacht, glaubt sie natürlich, sie sei von Troja in ihre Heimat zurückgekehrt. Sie tritt ein in die Halle des Königspalastes in Sparta, und hier gelingt es Mephistopheles durch seine Drohworte, sie so zu erschrecken, daß sie sich Faust als vermeintlichem Retter vor der Rache ihres Gemahls Menelaus in die Arme wirft. Nun erlebt Faust mit ihr ein friedlich-

schönes Glück im Märchenland Arkadien, bis ihm auch Helena wieder genommen wird und er das Reich der Schönheit wieder verlassen muß.

Das Ergebnis aber dieser großen Erlebnisse für Faust ist, daß er eine ganz große Erhöhung seines Wesens erfährt. Als ein anderer, höherer, wertvollerer Mensch steht er jetzt vor uns, als ein Mensch, der hoch über alles Niedere und Gemeine hinausgewachsen ist. Die Unausgeglichenheit, die Maßlosigkeit, allen Überschwang hat er jetzt überwunden. Nun erst kann jenes neu erwachte Kraftgefühl zur Lust am eigenen Schaffen und Handeln sich entfalten und kann ihn in den letzten beiden Akten dazu führen, daß er dadurch endlich dauernde, innere Befriedigung erreicht.



7. Fausts Tod und Verklärung.

Die beiden letzten Akte des zweiten Teils gehören zusammen und bringen den Abschluß der ganzen dramatischen Entwicklung. Der vierte Akt beginnt wieder mit einer sinnbildlichen Szene, in der Goethe ganz kurz zusammendrängt, um was es sich in der folgenden Entwicklung handeln soll. Solche Szenen sind natürlich gesättigt mit Bildern und Gedanken, es sind Szenen, über welche man nicht oberflächlich hinweglesen darf, sondern Szenen, bei denen jedes einzelne Wort von Wichtigkeit ist, Szenen, die man mit besonderer Sorgfalt durchdenken muß, um das Folgende verstehen zu können. Ich will versuchen, Ihnen die Hauptgedanken dieser Szene zu vergegenwärtigen.

Goethe führt Faust wieder in die Einsamkeit, genau so wie am Beginn des zweiten Teils, und zwar wiederum in Bergeseinsamkeit, weit weg von allen Menschen. Das hat seinen guten Grund, denn tiefe Gemütserschütterungen sind nur dann von Wert für die Läuterung eines Menschen, wenn dieser Mensch ganz mit sich allein ist, wenn er das, was er erlebt hat, innerlich verarbeiten kann, um damit fertig zu werden. Am besten aber kann man zu solcher inneren Einkehr gelangen inmitten der Natur. Und je weniger uns diese Natur

an Menschen erinnert, um so leichter ist es für uns, in ihr zu uns selbst zu kommen. Wenn wir schwer unter etwas leiden, flüchten wir uns gern aus dem Getriebe der Menschenwelt hin an die Brust der Mutter Natur, am liebsten dorthin, wo sie noch gänzlich unberührt ist von Menschenhand. So auch Faust.

Wie er nun auf Bergeshöhen steht und die Wolken am Himmel entlang ziehen, da wird seine Einbildungskraft rege, und er sieht allerlei Gestalten in den auftauchenden, sich ballenden und wieder vergehenden Wolken. Und zum Zeichen dessen, womit sich sein Inneres ständig beschäftigt, hören wir von ihm, daß er zwei Gestalten in den Wolken zu sehen glaubt: die Gestalt Helenas, und die Gestalt Gretchens. In diesen beiden Bildern fassen sich für ihn die schönsten und tiefsten Erlebnisse seines ganzen bisherigen Entwicklungsganges zusammen, zugleich auch die allertiefsten und schwersten Erschütterungen, die er durchgemacht hat.

Bezeichnend aber ist es, wie er von diesen beiden Gestalten, die er hier hineinsieht in die Wolken, redet. Ein ganz deutlicher Wertunterschied spricht sich da aus. Er empfindet die beiden nicht als gleichwertig. Die eine erscheint ihm als riesenhaftes, göttergleiches Frauengebilde, majestätisch und lieblich zugleich. Er weiß nicht recht, wie er das hohe Bild nennen soll, ob Juno oder Leda oder Helena. Aber seine Gedanken bleiben doch bei Helena stehen. Ganz holde Form war sie, wie dieses strahlende Wolkengebilde, aber auch vergänglich wie dieses und rasch wieder vergehend und sich auflösend: „Und spiegelt blendend flücht'ger Tage großen Sinn“.

Flüchtige Tage sind es gewesen, die er mit Helena durchlebt hat, aber Tage von hohem Wert und großem Sinn, von einer Herrlichkeit, die noch in der Erinnerung ihn blendet, wenn auch ihre Schönheit nichts Bleibendes, nichts Dauerndes war.

Unendlich viel tiefer packt ihn aber das andere Gebilde. Sowie sich die Helena-Wolke aufgelöst hat, sieht er plötzlich aus den Nebeln ein neues Bild sich gestalten, das Bild Gretchens. Für seine Stimmung diesem Erinnerungsbilde gegenüber aber sind bezeichnend die Worte: „Erheiternd, kühl und schmeichelhaft". Erheiternd, kühl und schmeichelhaft umschwebt ihm der zarte, lichte Nebelstreif, aus dem allmählich leicht und zaudernd das Bild Gretchens sich formt, Brust und Stirn. Was soll das anderes heißen, als daß Faust jetzt die Erinnerung an Gretchen nicht mehr quält und martert, daß die Erinnerung an sie sich verklärt hat zu einem schönen, strahlenden Bilde, an das er mit Freude und Liebe und innigem Glücks- und Dankesgefühl zurückdenkt? Ihr verklärtes, entzückendes Bild erscheint ihm als „jugenderstes, längst entbehrtes, höchstes Gut". Ihre Reinheit und Güte, ihre unendliche Hingebung und Seelenschönheit, alles das, was ihm wertvoll war an jenem Erlebnis mit Gretchen, — er hat es nie vergessen, es ist lebendig geblieben in seiner Seele. Es hat alles überdauert und überglänzt, was er in der Zwischenzeit erlebt hat.

Nun stellen sie sich ihm gegenüber, Helena und Gretchen. Dort göttergleiche Form, hier Herz und Gemüt, dort flüchtiger Tage großer Sinn und hier eine ewige, untrennbare Zusammengehörigkeit. Wertvoller

als alles, was er mit Helena erlebt hat, ist ihm doch sein erstes Glück gewesen. Und so göttergleich ihm auch das Bild Helenas erscheint, das schlichte, rührende Bild des einfachen Kindes aus dem Volke ist schöner, weil es innerliche, nicht nur äußere Schönheit besitzt. Faust empfindet das tief, und dankbar bekennt er: „Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form, Löst sich nicht auf, erhebt sich in den Äther hin Und zieht das Beste meines Innern mit sich fort". Weit hinaus über das, was er mit Helena und durch Helena erlebt hat, geht offenbar das Erlebnis mit Gretchen. Genau so hoch ist das eine über das andere erhaben, wie die Seele, der Geist über den Körper erhaben ist. Seelenschönheit ist wertvoller als holde Form, denn die Seele ist unvergänglich, sie löst sich nicht auf wie die äußere Form. Seelenschönheit verinnerlicht den Menschen und erhöht den Wert des Menschen. Faust empfindet sie als hoch über ihm stehend, und er weiß es, daß diese Seelenschönheit der stärkste Antrieb für ihn war, ob auch bisher ihm nur dunkel bewußt, nach innerer Läuterung zu streben. Gretchens Bild „erhebt sich in den Äther hin und zieht das Beste seines Innern mit sich fort!" So war dieses Jugenderlebnis, das ihn noch hier mit solcher Kraft packt, für Fausts Entwicklung von größerer Bedeutung als die Vermählung mit Helena; Gretchens Reinheit, Güte und Hingebung waren der gute Stern seines Lebens, der nie verblaßte. Aber er hätte das gewiß nicht so tief und dankbar empfunden in seinem unendlichen Werte, wenn nicht das Helenaerlebnis ihm überhaupt erst die Augen geöffnet hätte für das, was Schönheit ist, und ihm so zum Bewußtsein

gebracht hätte, um wie viel Seelenschönheit, als innere Form, wertvoller ist als die holdeste, äußere Schönheit.

Nach diesem Vorspiel geht es hinein in neue Kämpfe und Entwickelungen. Schon in der nächsten Szene wird uns klar, daß Faust ein anderer geworden ist. Mephistopheles drängt sich an Faust heran mit den Worten: „Gefiel Dir Nichts an unserer Oberfläche? Du übersahst in ungemessenen Weiten, Die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten, Doch ungenügsam wie du bist, Empfandest du wohl kein Gelüst?" Aus diesen Worten hört man die versucherische Absicht des Teufels deutlich heraus. Die ganze Szene ist offenbar der Versuchungsgeschichte im Evangelium nachgebildet, wo der Teufel den Heiland auf einen hohen Berg führt und ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeigt. Faust erlebt hier dasselbe. Die Bilder, die Mephistopheles seinen Sinnen vorgaukelt, sind alles Bilder unerhörter Schwelgerei und Wollust, einer Wollust, die ins Ungemessene hineinwächst, da sie sich mit Fürstenallmacht verquickt. Faust hat nicht umsonst die große Welt kennen gelernt, jetzt sollen ihm alle Mittel der Erde zu Gebote stehen, und Mephistopheles malt ihm aus, wie er ein Leben des Genusses ohnegleichen führen kann. Es ist immer das Gleiche, was der Teufel bietet, nur das Maß der Genüsse wird immer riesenhafter.

Aber er täuscht sich, wenn er meint, Faust mit Lust und Genußsucht noch ködern zu können. Faust ist ein anderer geworden, und kurz und schneidend weist er des Teufels Lockung ab mit den Worten: „Schlecht und modern! Sardanapal!" Sardanapal ist jener baby-

lonische Fürst, der sprichwörtlich ward ob seines unerhört schwelgerischen Genießerlebens, der aber auch in moderner Zeit — denken wir an Ludwig XIV. — seine Nachbeter fand, bei denen brutale Machtgier und widerliche Genußsucht zum üblen Bunde sich vereinten.

Den neuen Lebensinhalt, den Faust gewonnen hat, kleidet er in die Worte: „Erstaunenswürdiges soll geraten, Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß!" Schaffen will er, tätig sein, das ist das neue, große Ziel, das er sich gesetzt hat. Das hat mit Genuß nichts mehr zu tun: Genuß verdammt den Menschen zur Untätigkeit und läßt die Körper- und Willenskräfte in ihm erschlaffen. Faust aber widersteht ein Leben, das sich der Schwelgerei hingibt. Er verlangt nach einem Leben, wo er handelnd eingreifen kann, wo er kühn und fleißig selbst Hand anlegen muß, um Großes zu schaffen. Mephistopheles versteht ihn nicht. Er meint, Faust habe wohl jetzt die Ruhmsucht auf sein Panier geschrieben, er wolle große Taten vollbringen, um sich von den Menschen bewundert zu sehen. Aber verächtlich weist ihn Faust ab: „Die Tat ist alles, nichts der Ruhm". Die Tat ist alles! Befriedigung liegt in nichts Anderem als im Schaffen selbst. Die äußere Anerkennung, die er findet, ist für den, der wirklich Wertvolles schafft, gleichgültig, weil er sich um der Sache selbst willen müht.

Was Faust jetzt vor der Seele schwebt, das ist übrigens auch keine Sehnsucht nach dem Monde, wie Mephistopheles spottet, kein Verlangen nach etwas ganz Unmöglichem. Er erwidert dem Teufel: „Mit nichten! Dieser Erdenkreis gewährt noch Raum zu großen Taten."

Diese Erde ist noch nicht so arm, daß sie dem Menschengeist nichts mehr zu schaffen geben könnte, sie bietet noch so ungeheuer viele und große Aufgaben, daß auch der Größte Zeit seines Lebens genug hat, auf diesem Erdenkreis tätig zu sein. Er braucht nicht, wie Faust es am Anfang tat, seine Hand nach den Gestirnen auszustrecken. Er kann mit beiden Füßen auf der Erde stehen und doch Erstaunenswürdiges schaffen.

Noch eine letzte Bemerkung ist zu machen. Vergangenheit und Gegenwart haben beide Faust enttäuscht; er ist nicht zu seinem Ziel, zu dauernder Befriedigung gekommen, weder als er an Helenas Seite die Vergangenheit durchlebte, noch als er durch Genuß auszuschöpfen suchte, was Umwelt und Augenblick ihm boten. Was aber Vergangenheit und Gegenwart nicht brachten, vielleicht bringt es ihm die Zukunft? Er will sich das Glück nicht mehr schenken lassen, will nicht mehr in Untätigkeit schwelgen und genießen. Er will sein Glück sich selber schaffen, indem er alle Kräfte an das Ziel setzt, das ihm vor der Seele schwebt.

Damit hat Faust sich selber gefunden. Indem er die Tat, das Schaffen zum Inhalt seines Lebens macht, beginnt er sich bewußt von Mephistopheles und seinem unheilvollen Einfluß zu lösen. Der Teufel spielt immer mehr die Rolle des verächtlich behandelten Knechts, den Faust völlig übersieht und nur mit Widerwillen um sich duldet: „Was weißt Du, was der Mensch begehrt? Dein widrig Wesen, bitter, scharf, Was weiß es, was der Mensch bedarf?" Faust sagt übrigens nicht: „Was weißt Du, was i ch begehre, was i ch bedarf",

sondern: „was der Mensch begehrt, bedarf". Dieser Unterschied ist nicht gleichgültig: Faust steht garnicht nur für sich; was Faust erlebt, ist Menschheitserlebnis; das gilt mehr oder weniger von uns allen und für uns alle.

Was ist es nun, was Faust erreichen will? Hier oben auf dieser Bergeshöhe weitet sich sein Blick, und er schaut weit hinaus aufs Meer. Da sieht er die Wogen branden, er sieht, wie Ebbe und Flut ewig wiederkehren, wie sich das alles wiederholt in abgemessenem Reigenspiel. Da kommt ihm der Gedanke, daß hier doch eine ganz unendliche Kraft nutzlos immerwieder aufgeboten und vergeudet wird, daß diese zwecklose Kraft unbändiger Elemente nichts leistet. Dieser Anblick peinigt ihn bis zum äußersten, beängstigt ihn bis zur Verzweiflung. Dieser so ungeheuere maßlose, unbändige Kraftaufwand ist nicht nur formlos, er ist auch zwecklos und nutzlos, mehr zerstörend als schaffend.

Das Urteil, das Faust hier fällt, läßt deutlich erkennen, wie sehr er ein anderer geworden ist. In diesem Faust ist nichts mehr lebendig von jenem maßlosen, schrankenlosen Überschwang, der ihn früher erfüllte. Wäre dieser noch in ihm lebendig, dann wäre dieses Toben der Elemente ganz nach seinem Herzen, er würde es als verwandt mit seinem eigenen maßlosen Innern und unbändigen Kraftgefühl empfinden. Jetzt ängstigt ihn dieses zwecklose Sichabmühen nur, er will nichts mehr davon wissen. Das alte, übermenschliche Kraftgefühl ist natürlich nicht verschwunden, aber die Kraft, die in ihm lebendig ist, hat er zu bändigen gelernt durch das Maß. So will er zwar auch jetzt noch Ungeheures schaffen

und leisten, nichts Kleines ist es, was ihm vor der Seele steht; aber er will etwas Bestimmtes, etwas, was zwar erstaunenswürdig, aber doch möglich ist, schaffen. Er will seine Kraft in den Dienst eines bestimmten Gedankens, eines klar und fest umrissenen Zieles stellen. Er will sie nicht mehr ins Blaue hinein verpuffen und vergeuden, sondern das, was er sich vorgenommen hat, auch wirklich planvoll durchführen. Als „freier Geist" fühlt er sich jetzt den tobenden Elementen gegenüber: frei von allem Übermut, von aller Schrankenlosigkeit, wie sie ihn früher erfüllten, frei von der Verachtung aller Rechte und Gesetze, wie er sie Gretchen gegenüber übte, frei von allem leidenschaftlichen, blindaufgeregten Tun. Diese seelische Freiheit hat ihn die Erziehung durch Helena erringen lassen, durch sie erst gewann er das schöne Maß, hat er gelernt, sich selbst zu bändigen. Damit ist zugleich die höchste Wirkung aller Erziehung durch die Kunst, (und um sie handelt es sich ja bei der Vermählung Fausts mit Helena im letzten Grunde) klar ausgesprochen. Wenn die Kunst wirklich Wert haben soll für uns, dann darf sie nicht ein bloßes „Amüsement" bedeuten; sie wäre nichts wert, wenn sie weiter nichts wäre als ein Mittel, die Zeit tot zu schlagen. Die Kunst hat eine unendlich tiefere Bedeutung. Sie soll uns durch die Schönheit, die sie gestaltet, durch das Maß und den Einklang, der ihre Werke beherrscht, allmählich dahin bringen, daß wir auch unser Leben zum Kunstwerk gestalten, daß wir aufhören, formlos und zwecklos unser Leben zu zersplittern in tausend Einzelheiten, daß wir es vielmehr nach festen und klaren Gedanken und Zielen zu einem Leben auf-

bauen, das die gleiche innere Schönheit, Einheit und Folgerichtigkeit wie ein Kunstwerk besitzt. Das ist ein Gedanke, der sich lohnt, in die Wirklichkeit umgesetzt zu werden. Es ist ein Lieblingsgedanke des 18. Jahrhunderts, um dessen Ausgestaltung sich besonders Schiller und Goethe bemüht haben.

Der Plan nun, den Faust jetzt gefaßt hat: das Meer mit seinen gewaltigen Kräften unter seine Gewalt und Herrschaft zu bringen, verdeutlicht uns den Sinn alles Aufstrebens der Menschheit. Die ganze menschliche Kulturgeschichte dreht sich im Grunde genommen nur um eins: um die Vergeistigung des Stoffes. Wir Menschen ringen darum, alles, was diese Welt in sich birgt an Stoffen und Kräften, unseren geistigen Zielen untertan zu machen. Wenn wir die Naturkräfte unter unsere Herrschaft zwingen, daß wir sie arbeiten lassen für uns, dann ist der Sinn dieses Bemühens, wenn es überhaupt Sinn und Wert haben soll, doch nur der, den Menschengeist zu befreien. Das, was sonst harte Fronarbeit notwendig machte, soll durch die Kraft der Natur geleistet werden, damit unser Geist frei werden kann für geistiges Leben, für das Schaffen geistiger Werte. Anspannung aller Kräfte der Welt für den Dienst zu solch geistigen Zielen: das ist der Sinn unserer Kulturarbeit.

Und noch ein Zweites macht Goethe uns durch Fausts Plan deutlich: es ist die Organisierung des Chaos. Die Welt ist zunächst ein Chaos, d. h. ein wüstes Durcheinander: alle Kräfte kämpfen gegeneinander einen wilden Kampf, blind und erbarmungslos vernichten sie alles, was sich ihnen in den Weg stellt. Was ist nun die Aufgabe

der Menschheit? Sie will Ordnung hineinbringen in dieses Chaos, will es organisieren, will die Kräfte, die blind und wild darauf loswüten, in ihre Gewalt bekommen und sie zwingen, nach bestimmter Richtung, in festgesetzter Kraftentfaltung, zu klaren Zielen hin sich zu betätigen. Was Goethe in dieser Szene kurz und klar andeutet, das sind nicht müßige Spiele der Einbildungskraft, sondern Gedanken, die uns den tiefsten Sinn grade auch unseres modernen Strebens und Arbeitens verständlich machen können. Die ganze ungeheure Weltumwälzung, die das 19. Jahrhundert gebracht hat mit der Unterwerfung der Naturkräfte unter den Menschengeist und ihrer immer stärkeren Ausnutzung zu seinen Diensten, hat Goethe hier vorausahnend vorweggenommen.

Will Faust nun seine Gedanken in die Wirklichkeit umsetzen und das Meer mit seinen gewaltigen Kräften in seine Dienste zwingen, so muß er sich natürlich erst ein Besitzrecht an den Strand erwerben. Der Strand gehört dem Kaiser, und so bedarf es der Belehnung durch ihn, ehe Faust mit seinem neuen Werk anfangen kann. Das, was er schaffen will, das Neuland, liegt noch auf dem Meeresgrund, das soll dem Meer erst abgerungen werden, und dazu bedarf es der kaiserlichen Erlaubnis. Durch diesen Gedanken verbindet Goethe die folgenden Szenen zugleich mit dem ersten Akt des zweiten Teiles. Dieselbe Welt, die uns dort schon entgegentrat, taucht wieder auf, und wir sehen, daß sie nicht anders geworden ist. Die scheinbare Gesundung durch die teuflische Erfindung der Banknoten hat nicht lange vorgehalten, alles ist jetzt in völliger Auflösung begriffen. Ein Bürgerkrieg ist

entbrannt, ein Gegenkaiser ist aufgestellt, alles löst sich in wüstes Durcheinander auf. An der Spitze des Reiches steht ein Mann, der alles andere, bloß kein Herrscher ist. So ist diese Welt wert, daß sie zugrunde geht.

Diese Szenen haben natürlich vor allem ihre Bedeutung für die Fausthandlung. Faust soll hier Gelegenheit finden, zu seinem Ziele zu kommen. Mephistopheles muntert ihn auf: „Gelegenheit ist da, nun, Fauste, greife zu.“ Zugleich aber gewinnt Goethe so die Möglichkeit, ein umfassendes Bild des Kriegslebens nach den Grundtrieben, Leidenschaften und Kräften zu gestalten, die sich da regen und die er namentlich in jenen drei urwüchsigen Gestalten: dem Raufebold, Habebald und Haltefest, die für Faust den Sieg erringen, verkörpert. Also auch dieses bedeutsame Stück Menschheitsleben: der Krieg findet so seine Darstellung im „Faust“, der wirklich den ganzen Kreis des Menschenlebens durchschreitet. Bezeichnend sind übrigens die zwei Urteile von Faust und Mephistopheles über den Krieg. Faust mag vom Kriege nichts wissen: „Schon wieder Krieg! Der Kluge hörts nicht gern“. Das ist eine unbedingte Ablehnung: Faust will schaffen, aufbauen, während der Krieg zerstört. Alle zerstörenden Mächte aber, wenn sie vielleicht auch vieles vernichten, was notwendig zu beseitigen ist, weil es morsch ist und dem neu keimenden Leben im Wege steht, haßt er aufs tiefste. Ein schöpferischer Geist wie der Fausts, kann sich nur mit Unbehagen und Grauen abwenden von solchen zerstörenden Gewalten. Mephistopheles dagegen urteilt anders: „Krieg oder Frieden. Klug ist das Bemühen, Zu seinem Vorteil etwas auszuziehen“.

Ob Krieg oder Frieden, er hat nur eins im Auge: Geschäfte zu machen. Von dieser teuflischen Gesinnung, die Not der Menschheit auszunutzen für persönliche Zwecke, haben wir ja in den letzten fünf Jahren leider Beispiele genug erlebt. Nicht wenige hielten es da mit dem Wahlspruch des Teufels: „Krieg oder Frieden. Klug ist das Bemühen, zu seinem Vorteil etwas auszuziehen."

Faust widersteht es, unter Ausnutzung der Not des Kaisers zum Ziele zu kommen. „Was kann da zu erwarten sein? Trug! Zauberblendwerk, hohler Schein!" Das sind ja des Teufels bekannte Mittel, aber es ist ihm widerlich, sich jetzt noch damit zu befassen. Er beginnt sich gegen die Magie und ihre Zauberkünste aufzulehnen und empfindet sie als eine Beeinträchtigung seiner Freiheit. Aber um des Zweckes willen, da er anders nicht zum Ziel kommt, muß er sich fügen, denn nur, wenn er dem Kaiser zum Siege verhilft, erfüllen sich die Worte des Mephistopheles: „So kniest Du nieder und empfängst Die Lehn von grenzenlosem Strande". Der Zweck heiligt die Mittel. So gibt er nach und läßt Mephistopheles durch seine drei Gewaltigen mit seinen magischen Künsten die entscheidende Schlacht für den Kaiser gegen den Gegenkaiser gewinnen und sich dadurch den Kaiser verpflichten. Die Belehnungsszene, in der Faust das Recht auf den Strand erhält, hat Goethe nicht ausgeführt. Er hat das mit Vorbedacht getan und auf diese Szene verzichtet. Der Erzbischof berichtet nur kurz: „Es ward dem sehr verrufnen Mann Des Reiches Strand verliehn". Eine ganz andere Szene aber ist weit ausgesponnen.

Kaum ist nämlich der Kaiser aus der Gefahr errettet, da drängen sich die großen Herren wieder an ihn heran und verlangen von ihm, daß er ihnen dies und jenes Vorrecht gewähre, und er gibt ihnen alles hin, was von ihm verlangt wird, sodaß er zum Schlusse selber sagt „So könnt ich wohl zunächst das ganze Reich verschreiben". Mit Recht hat Goethe diese Belehnungsszene ausgeführt und nicht die andere. Denn damit wird uns die Einsicht förmlich aufgedrängt: mit dieser Welt ist nichts anzufangen, sie ist nicht verbesserungsfähig, denn der Kaiser macht es ja genau so wie vorher, er ist der Alte geblieben. Er ist nicht imstande zu herrschen, er ist ein Spielball in der Hand seiner Großen, weil er für nichts Sinn hat als für den Genuß. „Genießen" aber, das ist Fausts große Erkenntnis, „macht gemein". Wie kläglich weit ist der Kaiser darum von jenem erhabenen Herrscherbild entfernt, wie es vor Fausts Seele steht: „Wer befehlen soll, Muß im Befehlen Seligkeit empfinden. Ihm ist die Brust von hohem Willen voll, Doch was er will, es darf's kein Mensch ergründen. Was er dem Treusten in das Ohr geraunt, Es ist getan, und alle Welt erstaunt. So wird er stets der Allerhöchste sein, Der Würdigste —. Genießen macht gemein."

So wird uns in der breiten Ausmalung der verrotteten Zustände des Kaiserreiches deutlich, daß Faust sich das Neuland erst schaffen muß, auf dem sich die neue Zukunft, das neue Volk, der neue Mensch erheben können.

Wie das geschieht, das zeigt uns der fünfte Akt. Er spielt viele Jahre später. Faust ist ein Greis geworden, sein Plan ist erfüllt. Was er wollte: „Herrschaft gewinn'

ich, Eigentum!“ er hat es erreicht. Das neue Land ist geschaffen mit einem gewaltigen Handelshafen, von dem Fausts Schiffe ausziehen, um die Reichtümer der ganzen Welt hereinzuholen. Die Art, wie das geschieht, ist wie eine Vorwegnahme des modernen, besonders des englischen Imperialismus: „Man hat Gewalt, so hat man Recht. Man fragt ums Was? und nicht ums Wie? Ich müßte keine Schiffahrt kennen: Krieg, Handel und Piraterie, Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.“ Man braucht nur an das, was wir jetzt in diesem Kriege gerade von Englands Seite erlebt haben, zu denken, um zu empfinden, wie sehr Goethe mit diesen Worten den Nagel auf den Kopf trifft.

Der ganze erste Teil des fünften Aktes atmet durchaus moderne Luft. Goethe entfaltet vorausschauend — denn seine Zeit zeigte höchstens Anfänge davon — in diesen Szenen die Welt der Technik, der Kolonisation und des Welthandels. Überall schauen wir in ungemessene Weiten. Es ist die Welt der modernen Kultur, die sich hier in einer Fülle von Einzelzügen vor uns auftut, mit ihrem rastlosen Tätigkeitsdrang und ihrem unermüdlichen Arbeitswillen. Diese Welt, die wir Faust hier schaffen sehen, ist gewiß eine großartige Welt, so umfassend und bedeutsam, so außerordentlich reich und glanzvoll, wie keine frühere Zeit.

Aber Goethe sieht tiefer. Er läßt uns fühlen, daß diese Welt des äußeren Glanzes und der Macht unendlich tiefe Schatten hat. Sie ist im Grunde nichts als die Schöpfung maßlosen Ehrgeizes und unbändigen Machtwillens. Das Ziel, das Faust sich setzt: „Herrschaft gewinn' ich,

Eigentum!" ist kein andres als das Evangelium des modernen Imperialismus und Kapitalismus. Und auch die gleiche brutale Rücksichtslosigkeit und Erbarmungslosigkeit finden wir dort wie hier: was sich jenem Ziel entgegenstellt, wird ohne Gnade vernichtet.

In wunderbar ergreifender Form hat Goethe dies dargestellt in der Eingangsszene. Da sehen wir ein altes Ehepaar, Philemon und Baucis, unter einem uralten Lindenbaum sitzen, der eine kleine, alte Kapelle beschattet. In wie starkem Gegensatz steht dies friedliche Bild zu der atemraubenden Unrast moderner Kultur, die mit Faust hier eingezogen ist. Ruhe und Behaglichkeit sind Dinge, die er nicht kennt, Arbeiten und Plänemachen lassen ihn nicht zum Aufatmen kommen. Aber Schlimmeres noch erleben wir. Rücksichtslos geht die moderne Kultur mit Menschenleben um. Menschenopfer mußten gebracht werden, ehe Faust, den Kanal, den er hier geschaffen hat, vollenden konnte. In vier kurzen Zeilen faßt Goethe eine der furchtbarsten Folgeerscheinungen der modernen Menschheitsentwicklung zu einem erschütternd anschaulichen Bilde zusammen: „Menschenopfer mußten bluten, Nachts erscholl des Jammers Qual, Meerab flossen Feuergluten, Morgens war es ein Kanal." Gewiß: solche Kulturbauten sind notwendig, sind unentbehrlich für die Weiterentwicklung der Menschheit, aber wir sollen doch auch nicht vergessen: sie sind mit Blut gebaut, unendlich viele Menschenopfer waren nötig, um die Werke der modernen Kultur zu schaffen.

Noch ein anderer Zug läßt diese Kultur in düsterem Lichte erscheinen. Faust will alles, was sich ihm in den

Weg stellt, beiseite schieben: er verlangt unbedingte Unterwerfung unter seine Macht. Das ist es, was das alte Mütterchen Baucis garnicht verstehen kann, weswegen sie kopfschüttelnd zu dem sie wieder besuchenden Wanderer spricht: „Wie er sich als Nachbar brüstet, Soll man untertänig sein.". Wir brauchen nur an das zu denken, was wir erlebt haben: weil wir uns nicht freiwillig dem englischen Machtwillen fügen wollten, wurde die ganze Welt aufgeboten, um uns zu vernichten. Solcher Machtwille kann es nicht vertragen, daß etwas von ihm unabhängig ist und seinen Zielen im Wege zu stehen wagt. Das veranschaulicht Goethe in einer wundervollen, erschütternden Szene. Faust wird die Freude an dem, was er geschaffen hat, verekelt durch das Besitztum der beiden alten Leute, das seinen Plänen im Wege steht. Vergeblich hat er ihnen ein schönes Gut an anderer Stelle angeboten, sie wollen ihm nicht weichen. Wen aber der Machtgedanke erst einmal gepackt hat, der wird natürlich mit Entrüstung, als wäre das Recht des andern ein Verbrechen, gegen alles auftreten, was sich ihm widersetzt. Der Machtwille betrachtet das treue Festhalten des anderen an dem Eigentum, das er selbst geschaffen hat, als Bosheit, als Eigensinn. Solch unersättlicher Machtwille, wie er hier lebendig ist, weiß nichts von der Anhänglichkeit an überkommenes Erbgut oder selbsterworbenes Eigentum; er kann es nicht fassen, daß den alten Leuten das Herz an ihrer alten Hütte hängt, daß sie zugrunde gehen, wenn sie aus ihr heraus sollen, daß ihnen das schönste Gut, das ihnen geboten wird, keinen Ersatz bieten kann für das, was sie sich selbst geschaffen haben. Das alles erkennt

Faust nicht an, ihr Widerstehen empfindet er als Herausforderung. Und er macht seiner Mißstimmung Luft in den Worten: „das Widerstehn, der Eigensinn Verkümmern herrlichsten Gewinn, daß man, zu tiefer, grimmiger Pein, Ermüden muß, gerecht zu sein.“ Das ist das Schlimmste, das Furchtbarste, daß der Machtwille den, den er packt, selbst wenn er Gerechtigkeit zu üben gewillt ist, zur Ungerechtigkeit zwingt.

Das erleben wir denn auch hier. Faust spricht den Wunsch aus, die alten Leutchen mit sanfter Gewalt zu entfernen; er will ihnen Ersatz durch ein anderes schönes Gütchen geben, sie sollen also nicht zu kurz kommen. Mephistopheles soll dafür sorgen, daß die Alten ihre Hütte endlich verlassen. Das ist wieder etwas ganz Modernes. Wir nennen es: Enteignung. Da Faust keinen Rechtstitel hat, um sein Ziel zu erreichen, muß eben die Gewalt vorhalten. Und die Art, wie das geschieht, gleicht der Gesinnung, aus der der Auftrag geboren ist. Mephistopheles denkt garnicht daran, viel Federlesens zu machen. Er brennt den armen, alten Leuten die Hütte über dem Kopfe ab. Und auch der Wanderer, den sie vor vielen Jahren bei einem Schiffbruch gerettet hatten und der jetzt wiedergekommen ist, sie zu besuchen und ihnen noch einmal zu danken, kommt in den Flammen um, weil er sich und die Alten gegen die teuflische Gewalt verteidigt. Wenn auch Faust, als er von der Untat hört, ingrimmig sich verwahrt: „Tausch wollt' ich, keinen Raub“, die Schuld bleibt doch auf ihm.

So sehen wir: der Fortschritt der Kultur, und um solchen Fortschritt handelt es sich bei den Plänen

Fausts, ist teuer erkauft, erkauft mit schwerer Gewalt und Bluttat.

Erkauft aber ist dieser Fortschritt noch durch ein anderes: durch die Vernichtung unersetzlicher Güter aus alter Zeit und voller Schönheit. Jahrhunderte alte Werte: die uralten Linden und die Kapelle, sind durch rohe Gewalt zugrunde gegangen: „Was sich sonst dem Blick empfohlen, Mit Jahrhunderten ist hin." Der Machtwille der Kultur geht gleichgültig über all solche fromme Ehrfurcht vor Denkmalen ehrwürdiger Vergangenheit hinweg. Er fragt nichts danach und vernichtet, was ihm im Wege ist, hat er doch nicht einmal Achtung vor Menschenleben. Altes muß zugrunde gehen, damit Neues geschaffen werden kann. Aber selbst wenn das Neue, wenn auch der Luginsland, von dem Faust der Völker breiten Wohngewinn überschauen möchte, wertvoller ist als das Alte, als das Hüttchen der Alten, das Neue ist doch durch schwere Schuld erkauft.

Wie Faust das zum Bewußtsein kommt, wendet er sich in leidenschaftlicher Entrüstung gegen den Teufel: „Dem unbesonnenen wilden Streich, Ihm fluch ich". Das ist das entscheidende Wort, und ihm folgt der rettende Umschwung. Einst hatte sich Faust mit einem Fluche gegen Gottes Welt dem Teufel in die Arme geworfen, und mit einem Fluche scheidet er sich jetzt wieder vom Teufel. Er empfindet jetzt auf einmal handgreiflich, daß er in der Hand dieses höllischen Geistes ist, daß er seine Freiheit an ihn verloren hat, daß er sich selbst abhängig von ihm gemacht, daß ihn die Magie zum Sklaven hat werden lassen. Das, was er geschaffen hat, ist im letzten

Grunde ja doch nicht seine Tat. Gewiß: der Gedanke dazu ist in ihm aufgetaucht, er ist der Schöpfer, aber die Mittel schafft er nicht, die läßt er sich von dem Teufel geben und macht sich so die Ausführung auch des Schwersten leicht. So ist er unfrei, und es entringt sich ihm jener Seufzer: „Noch hab ich mich ins Freie nicht gekämpft. Könnt ich Magie von meinem Pfad entfernen. Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen; Stünd ich, Natur, vor Dir ein Mann allein, da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein".

Mit dieser Erkenntnis erst schüttelt er die Ketten wirklich ab. Er war schon auf dem Wege dazu, sich zu befreien, als der Wille zur Tat in ihm lebendig ward. Aber damals war er noch in den Mitteln seines Schaffens vom Teufel abhängig geblieben; jetzt dagegen wird ihm klar, daß er nur durch völlige Trennung vom Teufel zur wahren Befriedigung kommen könne. Nur ein Mensch, der ganz auf eigenen Füßen steht, der völlig unabhängig und frei auch in der Wahl seiner Mittel ist, der nur sich selbst gehorcht und an keinen Fremden gebunden ist, kann zu diesem Ziel gelangen.

Das, was Faust hier erlebt, geht aber im letzten Grunde auch uns alle an. Man könnte ja zunächst denken, daß die Magie, von der Faust abhängt, uns nicht berührt. Aber wir empfinden sie doch als Sinnbild für die Abhängigkeit, unter der die meisten Menschen seufzen. Wie unendlich viele sind doch „vom Aberglauben früh und spat umgarnt: Es eignet sich, es zeigt sich an, es warnt". Wie oft lassen wir uns in „Traumgespinste" verwickeln, die uns martern und uns die Freude am

Leben verderben: „Wir kehren froh von junger Flur zurück, Ein Vogel krächzt: was krächzt er? Mißgeschick". So zeigt es sich, daß wir Menschen unser Schaffen und Handeln oft genug abhängig machen von äußeren Zufälligkeiten, von abergläubischen Möglichkeiten, denen wir Einfluß auf unser Leben zutrauen, statt daß wir ruhig und selbstbewußt uns auf uns selbst und auf unsere Kraft stellen. Ja, auch die Religion lähmt oft genug die Tatkraft des Menschen, indem sie ihn „andächtig schwärmen" statt „gut handeln" und ihn den Schwerpunkt seines Lebens im Jenseits statt im Diesseits suchen läßt.

Demgegenüber vertritt Faust mit aller Entschiedenheit den Standpunkt der sittlichen Unabhängigkeit des Menschen und einer unbedingten Diesseitigkeitsweltanschauung: „Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt, Tor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet, Sich über Wolken seinesgleichen dichtet; Er stehe fest und sehe hier sich um; Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm; Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen; Was er erkennt, läßt sich ergreifen; Er wandle so den Erdentag entlang, wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang, Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück, Er! unbefriedigt jeden Augenblick". Diese Worte sind der Inbegriff der Welt- und Lebensanschauung, zu der sich Faust in einem langen Leben voller Irrtümer und Kämpfe hindurchgerungen hat. Sie sind ein großes, reines, klares und freudiges Bekenntnis zu dieser Welt: „Aus dieser Erde quillen meine Freuden, Und diese Sonne scheinet meinen Leiden. Kann ich mich erst von ihnen scheiden, Dann mag, was will und kann geschehen." Dies Bekenntnis zur Dies-

seitigkeit dürfen wir aber nicht so mißverstehen, als wenn Faust bezw. Goethe von einer jenseitigen Welt nichts hätte wissen wollen, als wenn die Worte: „Das Drüben kann mich wenig kümmern" eine Leugnung aller Jenseitigkeit wären. Der ganze „Faust" ist ja durchdrungen von der tieffrommen Überzeugung, daß diese Welt der Sinne nicht die einzige Welt, daß sie vielmehr nur der „farbige Abglanz" einer unendlich tieferen und herrlicheren sei. Aber für uns Menschen ist diese Welt jedenfalls die einzig gegebene; mit dieser Welt sollen wir fertig werden, auf dieser Erde sollen wir unsere Aufgabe erfüllen. Wir sollen uns nicht eine andere, schönere Welt erträumen und erdichten und uns dann mit Erbitterung oder Verzweiflung abwenden von dieser Welt, weil sie jenem Traumbilde nicht entspricht, sondern wir sollen uns mitten hineinstellen in diese Welt, der wir nun einmal angehören, sollen sie nehmen, wie sie ist, sollen uns in ihr mit unseren Kräften und Fähigkeiten betätigen, sollen das Leben in ihr als Aufgabe ansehen, die unserem Willen gestellt ist. Dieses Bekenntnis läßt Goethe Faust in die Worte zusammenfassen: „Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm".

Diese Worte zeigen eine wie ungeheure, innere Entwicklung mit Faust vor sich gegangen ist. Der tiefste Grund, warum er sich einst dem Teufel verschrieb, war ja die Verzweiflung darüber, daß ihm diese Welt keine Befriedigung gewährte, daß er nur Sorgen und Nöte, nur Dunkelheiten und Wirnisse in ihr wahrnahm. Wo er hinsah, stieß er auf Schranken für sein gewaltiges Wollen, nirgends fand er irgend etwas, woran er sich halten konnte,

was ihn befriedigte. In einem langen Leben aber hat er erkennen gelernt: „Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm". Wer wirklich Hand anlegt, um zu schaffen, statt nur zu grübeln oder zu träumen, wer sich klare Ziele für sein Wollen setzt, dem antwortet die Welt auch, dem fügt sie sich, den bringt sie weiter, Schritt für Schritt. Wenn auch langsam, allmählich findet er sich doch in der Welt zurecht und das Gefühl wird in ihm lebendig: die Welt kann tatsächlich von uns gemeistert werden, freilich nicht von unklarem, verstiegenem Wollen, wohl aber so, daß wir die Wirklichkeit dieser Welt, so wie sie ist, klar ins Auge fassen, über die Kräfte, die in ihr wirken, zur Herrschaft zu gelangen suchen und mit den Bausteinen, die sie uns bietet, nach Kräften unsere Aufgaben erfüllen. Diese klare Welt- und Lebensanschauung ist weit entfernt von jener haltlosen Schwärmerei, die heut wieder in so vielen Köpfen spukt, die diese Welt in Bausch und Bogen verdammt und sich einbildet, sie könnte die Welt mit einem Schlage anders und besser machen. Vernünftiger ist es, ruhig den wirklichen Dingen ins Auge sehen und Schritt für Schritt vorwärts zu gehen, dann wird die Welt selbst uns die richtigen Mittel und Wege angeben, die uns zum Ziele führen. So wenig die Natur in der allmählichen Erschaffung der Lebewesen Sprünge macht, so wenig gelingt es uns Menschen, einen Idealzustand der Dinge, den wir erträumen, gleichsam über Nacht zur Wirklichkeit zu machen, statt durch langsame, mühevolle Arbeit. Das Wort aus dem Vorspiel auf dem Theater: „Das Mögliche soll der Entschluß Beherzt sogleich beim Schopfe fassen" birgt in diesem Sinne

tiefste Lebensweisheit. Das Unmögliche, das, was jenseits erreichbarer Möglichkeit liegt, was man sozusagen von den Sternen herunterholen müßte, in Angriff zu nehmen, heißt nur seine Kräfte nutzlos vergeuden. Wir haben unsere Vernunft dazu bekommen, um mit dieser Wirklichkeit fertig zu werden, und das können wir, wenn wir uns mit beiden Füßen auf diese Erde stellen und uns nicht in Schwärmereien verlieren, die sich irgend ein unmögliches Wolkenkuckucksheim erträumen.

Nur auf diesem Wege können wir auch zu der Seelenruhe gelangen, die wir alle ersehnen, zu jener Geistes- und Gemütsverfassung, die sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen läßt durch das, was um uns brandet und tost: „Wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang". Wer innerlich frei und unabhängig ist, wer fest auf sich selber steht und klaren Auges sich umsieht in der Welt, wer nach Goethes Rat als seine Pflicht „die Forderung des Tages" ansieht, statt „in die Ewigkeit zu schweifen", der wird gelassen und mit unerschütterlicher Ruhe seinen Gang auf Erden gehen.

Die Ruhe aber, die Goethe meint, ist nichts weniger als die Ruhe des Philisters, des platten Hohlkopfs und Spießbürgers, der sich mit allem zufrieden gibt, der stolz ist, „wie wir's zuletzt so herrlich weit gebracht". Von dieser Seelenruhe satter Behaglichkeit ist Faust weit entfernt. Er bekennt vielmehr als seine Lebensauffassung: „Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück, Er unbefriedigt jeden Augenblick". In Fausts Augen ist ein Leben wertlos, das nicht beständig weiterschreitet, das nicht dauernd wächst und von Stufe zu Stufe aufwärts steigt zu immer

höheren Zielen. Grade in dieser ewigen Unbefriedigung mit dem schon Erreichten, in dieser ständigen Unruhe und Qual über die noch nicht überwundenen Mängel und Unvollkommenheiten, in dem damit gegebenen Anreiz, ständig weiter zu streben „zum höchsten Dasein", sieht er den wahren Wert und das wahre Glück des Menschenlebens. Die Welt ist mit Absicht so eingerichtet, daß der Mensch in ihr nicht zur Sattheit kommen kann, und es ist ein Wahn zu glauben, daß das Paradies auf Erden jemals Wirklichkeit werden könnte. In dem Augenblick, wo das geschähe, würde die Menschheit verfaulen. Die Welt ist vielmehr so beschaffen, daß sie uns immer wieder neue Aufgaben stellt; wenn ein Ziel erreicht ist, dann tritt sofort ein neues, größeres Ziel vor der Menschheit Auge. Dann gilt es wieder für sie, zu kämpfen und zu leiden, zu schaffen und zu streben, neu zu hoffen und tätig zu sein. Und was von der Gesamtheit gilt, gilt auch von jedem einzelnen: „Nur rastlos betätigt sich der Mann" und: „im Weiterschreiten find' er Qual und Glück". Nicht sattes Behagen: „Genießen macht gemein", sondern kämpfen, schaffen, arbeiten, streben, das ist der einzige Lebensinhalt, der dem Menschen wahre Befriedigung gewähren kann. Zu ungetrübtem Glück sind wir nicht geschaffen, die Qual gehört genau so für uns zum Lebensinhalt wie das Glück. Ja, wir könnten das Glück garnicht wirklich und dankbar genießen, wenn wir es nicht immer wieder erkaufen müßten durch Not und Leid.

Mit dieser Erkenntnis steht Faust, wie es scheint, auf der Höhe. Aber noch fehlt ihm die letzte, entscheidende Einsicht. Im Grunde dreht sich all sein Kämpfen und

Schaffen ausschließlich um ihn selbst. Mit all seiner Tätigkeit denkt er doch nur an sich, sucht er nur seine eigene Befriedigung. Die Worte des Bakkalaureus könnte darum auch Faust sprechen: „Ich aber frei, wie mir's im Geiste spricht, Verfolge froh mein innerliches Licht, Und wandle rasch, im eigensten Entzücken, Das Helle vor mir, Finsternis im Rücken". Es ist, als wenn es andere Menschen außer ihm nicht gäbe. Beziehungslos lebt er in seiner Welt für sich. Er muß darum noch einen letzten Schritt weiter emporsteigen, ehe er wirklich auf der Höhe ist.

Dieser Schritt erfolgt in der nächsten Szene, die „Mitternacht" überschrieben ist. Die Rauchschwaden, die von dem Brande der Hütte aufsteigen, verdichten sich zu unheimlichen Gestalten dämonischer Weiber: Mangel, Schuld, Sorge und Not sind es, sie kommen heran und wollen eindringen in den Palast und sich Fausts bemächtigen. Dreien von ihnen: dem Mangel, der Schuld und der Not, mißlingt dies, nur die Sorge findet Einlaß.

Was bedeutet das? Offenbar, daß jene drei Mächte keine Gewalt haben über einen solchen Geist wie Faust. Unter Mangel und Not hat Faust nicht zu leiden. Denn er ist ja ein Mensch von unendlichem inneren Reichtum der Gedanken, von unendlicher Kraft des Wollens und Strebens, und nach außen hin steht ihm mit Hilfe des Teufels der Reichtum der ganzen Erde zu Gebote.

Aber auch die dritte der Gewalten, die das Menschenleben so oft zur Hölle machen: die Schuld, hat keine Macht über Faust. Wir sahen, wie der Weg der Kultur über Menschenopfer emporsteigt und wie Faust selber

unter „der ungeduld'gen Tat" leidet, die den beiden Alten das Leben kostete. Aber er geht nicht an diesem Schuldgefühl zugrunde wie andere Menschen. Das ist eben das Eigenartige der Größten unseres Geschlechtes, daß auch dann, wenn sie um ihrer Aufgabe willen sich in Schuld verstricken, die Schuld nicht zur Lähmung ihres Schaffens und Handelns wird, sondern höchstens zum Antrieb für neue Taten.

Nur die Sorge dringt zu Faust ein. Einen Augenblick denkt er daran, sie durch seine magischen Kräfte zu entfernen, aber dann besinnt er sich, daß er auf alle Magie verzichten will: „Nimm dich in acht und sprich kein Zauberwort." So bleibt sie bei ihm und sucht ihm die Seele in Finsternisse zu versetzen und die Welt zu verdüstern. Wie alle anderen Menschen sucht sie auch Faust um alle Entschlußfähigkeit zu bringen, daß er vor lauter Sorge um die Zukunft „niemals fertig" wird, und ihm die klare Einsicht in die Dinge zu trüben. Aber mag das menschliche Geschlecht von so „unseligen Gespenstern" sich quälen lassen: Faust erkennt ihre Macht nicht an.

Deshalb muß sie es mit einem stärkeren Mittel versuchen: sie macht ihn blind. Aber auch dies äußere Mißgeschick kann einen Geist wie Faust nicht niederdrücken und lähmen. Da, wo ein anderer zugrunde ginge, empfindet er im Gegenteil nur einen stärkeren Antrieb: „Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen, Allein im Innern leuchtet helles Licht, Was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen." Je mehr das Äußere ihn hemmt, um so stärker erhebt sich die innere Kraft; je ernster ihn die Blindheit, die schlimmste der Altersbeschwerden an

den nahen Tod mahnt, den die grauen Weiber schon von ferne kommen sahen, um so lebhafter steht ihm vor der Seele, was er alles vor seinem Scheiden noch ausführen möchte. Ja, nun erst erhebt er sich zu seiner höchsten Höhe; nun erst kommt ihm der Plan zu seinem letzten und größten Werke, das den letzten Schritt in seiner Entwicklung bedeutet.

Bei diesem Werke handelt es sich nicht mehr um ihn selbst: jetzt packt ihn die Sorge für andere. Das ist die einzige Gestalt, in der die Sorge auch über Menschen wie Faust Macht gewinnt. Ja, solche Sorge für andere ist der Inhalt des ganzen Lebens eines großen, genialen Menschen. Solche Menschen können doch garnicht anders als sich sorgen und mühen um die Menschheit. Sie denken nicht daran, den Reichtum ihres Innern nur für sich selbst auszukosten und zu genießen, sondern sind erst dann glücklich, wenn sie andere das mitgenießen lassen können, was in ihrem Geiste lebendig ist. Wir erlebten das schon in jener wundervollen Maskenszene, wo der Knabe Lenker freigebig von seinem unermeßlichen Reichtum allem Volke spendet. Diese Sorge, sich andern hinzugeben, für andere zu schaffen, die ist es, die nun auch Faust ergreift.

Vor seiner Seele steht ein neuer, ungeheurer Plan: er will einen Sumpf, der sich zwischen Gebirg und Meer hinzieht, entwässern, um Neuland zu gewinnen. Aber dies neue Land soll nicht mehr s e i n e Herrschaft und s e i n Eigentum sein, er will es zur Wohnstätte für viele Millionen tätig freier Menschen umgestalten. Ein fleißiges Volk soll hier auf freiem Grunde wohnen, aber nicht in satter

Behaglichkeit, denn das Meer bedroht ja jeden Augenblick das Leben dieses Volkes. So kann es sich, trotz des paradiesischen Landes, das hier entstehen soll, doch keinem bloßen Genußleben hingeben, sondern muß sich dieses Leben täglich neu erringen. Denn Faust hat erkannt: „Das ist der Weisheit letzter Schluß: Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, Der täglich sie erobern muß." Gefahr und Kampf, Mühe und Arbeit, Ringen und Streben machen das Leben erst lebenswert, nicht das Genießen: „Genießen macht gemein". Gemeinsame Not und Gefahr aber lehrt, sich zusammenzuschließen: „Da rase draußen Flut bis auf zum Rand, Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschießen, Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen".

Damit ist Faust ein ganz neues Hochziel des Lebens aufgegangen. Bisher drehte sich der ganze Inhalt seines Lebens, all sein Kämpfen und Streben nur um sein eigenes Ich, als wenn es nichts anderes gäbe in der Welt. Jetzt erkennt er, daß unendlich viel höher als die Sorge um das eigene Ich die Sorge um andere, der „Gemeindrang", ist, ja daß auch der höchste und wertvollste Einzelmensch — selbst eine so umfassende Persönlichkeit wie seine eigene — ihren größten Wert erst dann erringen kann, wenn sie selbstlos und opferwillig alle ihre geistigen und körperlichen Kräfte in den Dienst der Gesamtheit stellt. Erst dann erreicht der Einzelmensch sein Ziel, und dann erst, wenn alle Menschen so dächten, stünde die Menschheit auf der Höhe. Wir können es nachfühlen, daß Faust in dem Augenblicke, wo er dieses Bild einer vollendeten Menschheit im Geiste schaut, ein überwältigendes Glücks-

gefühl ergreifen muß. Damit hat er sich und der Menschheit ein Ziel des Strebens gestellt, das dauernde Befriedigung gewähren kann, und in stolzem Hochgefühl nimmt er diese unendliche, schöne, reiche Zukunft in seiner Einbildungskraft vorweg: „Zum Augenblicke dürft' ich sagen: Verweile doch, du bist so schön! Es kann die Spur von meinen Erdentagen Nicht in Aeonen untergehn. — Im Vorgefühl von solchem hohen Glück Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick". Jetzt steht er wirklich auf der Höhe, jetzt erst hat er erkannt, worin der wahre Wert des Menschenlebens besteht. Er ist am Ende, und so sinkt er mit diesen Worten tot zusammen. Jetzt hat er wirklich sein Selbst zum Selbst der Menschheit erweitert, wie er es einst wollte. Freilich ganz anders, als er es damals wollte: nicht durch Genuß, sondern durch zweckvolles Schaffen, durch das sich Einsetzen für die Gesamtheit.

Damit ist zugleich die Frage entschieden, die sich wie ein roter Faden durch den ganzen „Faust" hindurchzieht: die Frage nach dem Glück. Es gibt kein Glück als dauernden Zustand, das wird uns hier deutlich, sondern nur als Augenblicksergebnis einer Tätigkeit, die sich für andere einsetzt und für andere schafft. Soll solche Glücksempfindung aber dauernd sein, dann heißt es eben, ständig tätig zu sein im Dienste der Gesamtheit und solche Befriedigung sich täglich neu zu erobern.

Mit diesem Ergebnis ist die Wette für Mephistopheles natürlich verloren. Was er dem Faust einst verhieß, war, ihm ein Glück des dauernden Genusses, des satten Behagens, zu schaffen, Faust aber hat erkannt, daß dies Versprechen unerfüllbar ist, daß wahre Befriedigung nicht

im Genießen, sondern im Schaffen für andere liegt, und daß sie immer von neuem erkämpft werden muß.

Fausts Leben aber ist nicht vorbei mit seinem Tode. Wäre das der Fall, dann hätte Mephistopheles recht, wenn er spricht: „Vorbei! Ein dummes Wort! Warum vorbei? Vorbei und reines Nicht vollkommnes Einerlei! Was soll uns denn das ew'ge Schaffen! Geschaffenes zu nichts hinwegzuraffen! Da ist's vorbei! Was ist daran zu lesen? Es ist so gut, als wär' es nicht gewesen, Und treibt sich doch im Kreis, als wenn es wäre. Ich liebte mir dafür das Ewigleere". Wenn eine so reiche Persönlichkeit wie die Fausts vernichtet werden könnte, wie man ein Licht auslöscht, dann wäre das Dasein in der Tat eine Sinnlosigkeit, und es wäre besser, es würde überhaupt nicht erst irgend etwas geschaffen.

Nicht einmal der Teufel selbst glaubt daran, denn er bietet sofort alle seine Unterteufel auf, um sich Faustens Seele zu bemächtigen. Freilich mißlingt es ihm. Denn in dem Augenblicke, wo Faust tot ist, greift der Herrgott wieder in die Handlung ein. Bis jetzt hat er sich, der Wette entsprechend, zurückgehalten, er hat nur zuschauend den Kampf zwischen Faust und Mephistopheles verfolgt. Nun aber ist der Kampf zugunsten Fausts entschieden, und da schickt er seine Engel, die den Teufel mit Rosen, den Sinnbildern brennender Liebe, überschütten. Diese Liebe können die Teufel nicht ertragen, sie werden von Faust zurückgedrängt, und die Engel schweben mit Faustens Seele nach oben. Ja, Mephistopheles selbst vergißt ganz, was er will, indem er in lüsterner, unnatürlicher Begier nach einem dieser schönen Engeljungen entbrennt. So

wird er mit seiner eigenen Waffe: der Lüsternheit, geschlagen, und steht, wie es ihm der Herrgott vorausgesagt hat, am Ende beschämt da als dummer, betrogener Teufel: „Mir ist ein großer, einziger Schatz entwendet: Die hohe Seele, die sich mir verpfändet, Die haben sie mir pfiffig weggepascht. Bei wem soll ich mich nun beklagen? Wer schafft mir mein erworbenes Recht? Du bist getäuscht in Deinen alten Tagen, Du hast's verdient, es geht dir grimmig schlecht. Ich habe schimpflich mißgehandelt, Ein großer Aufwand, schmählich! ist vertan!"

Nun könnte Goethe damit die Fausttragödie schließen. Es folgt aber noch eine große Szene, die uns, wie der „Prolog", wieder hineinführt in den Himmel. In Wirklichkeit ist eben die Fausthandlung noch garnicht am Ende: ein Wort der Engel in dieser letzten Szene macht uns das deutlich: „Uns bleibt ein Erdenrest zu tragen peinlich". Sie fühlen deutlich: auch jetzt hat Faust noch nicht die Höhe der Vervollkommnung erreicht, auf der er würdig wäre, in die Klarheit Gottes aufgenommen zu werden und Gott zu schauen. Goethe ist von je der festen Überzeugung gewesen, daß die Aufwärtsentwicklung des Menschengeistes mit seinem Leben auf Erden nicht zu Ende ist, sondern daß sie nach dem Tode ins Unendliche hinein sich fortsetzt.

Diese stufenweise Weiterentwicklung versinnlicht Goethe durch die Bergeslandschaft der letzten Szene. Auf diesem Läuterungsberge drängt alles in „schäumender Gotteslust" nach oben, „daß ja das Richtige Alles verflüchtige". Was sich noch nicht zur Reife entwickelt hat

im Erdenleben, das soll sich hier oben zu voller Schönheit und Vollkommenheit entfalten.

Die treibende Kraft, die das zuwege bringt, ist „die allmächtige Liebe, die alles bildet, alles hegt", die Goethe nicht müde wird zu preisen.

Die Entwicklung im Jenseits ist natürlich verschieden rasch. Es ist ganz klar, daß ein Geist wie Faust unendlich rascher zur Höhe emporsteigen wird als irgend ein gewöhnlicher Sterblicher. Das verdeutlicht uns Goethe, indem er in einer ganz rührenden, kleinen Szene Seelchen erscheinen läßt von Kindern, die schon bei der Geburt gestorben sind, die also vom Erdenleben überhaupt nichts erlebt haben und von allem Erdenglück und -weh völlig unberührt geblieben sind. Der Pater Seraphicus läßt nun diese Knaben durch seine Augen einen Blick hineintun in die Erdenwelt, so wie wir etwa durch eines Künstlers Augen hineinblicken in alle Schönheit und alle Rätsel der Welt. Was sie da sehen, erscheint ihnen aber so mächtig und düster, daß sie ihn bitten, sie wieder fortzulassen. Sie können den Anblick des Erdenlebens nicht ertragen. Ein Geist aber, der es durchlebt hat, der durch diese Hölle, die die Erde sein kann, hindurchgegangen ist, ohne zugrunde zu gehen, den mitten in diesem grausamen Leben die Kraft nach oben zu streben aufrecht erhalten hat, ein solcher Geist hat natürlich unendlich viel vor jenen voraus und überflügelt sie rasch, sowie er „jedem Erdenbande der alten Hülle sich entrafft."

Aber auch Faust würde diese Höhe allein aus eigener Kraft nicht erreicht haben. Hätte die göttliche Liebe nicht von oben an ihm teilgenommen, dann würde er

trotz des Reichtums seiner Seele zugrunde gegangen sein. Die Macht der Liebe, die von oben her teilnimmt an unserem Leben, wirkt aber nicht in geheimnisvoller, unvorstellbarer Weise. Sie kommt uns in jedem Menschen, der uns Liebe erweist, nahe, sie hat sich für Faust vor allem in Gretchen verkörpert und hat ihn durch die Seelenschönheit, die ihm in der rührenden Hingabe dieses reinen Mädchens entgegentrat, gefeit gegen das Versinken im Niedrigen und Gemeinen. Diese Kraft war stark genug, ihn nach oben, zu seinem göttlichen Urquell emporzuziehen, sodaß ihn Gretchen im Gefolge der Maria jubelnd begrüßen kann: „Der früh Geliebte, Nicht mehr Getrübte, Er kommt zurück."

Die Liebe, die Faust am Ende des ersten Teiles packte, und von der wir nicht wußten, ob sie ihn retten würde, hat ihn nach oben geführt. Er hat geirrt, solange er strebte, bis zum letzten Augenblick, aber er hat nicht aufgehört zu lieben. Das Bild der Seelenschönheit Gretchens, die ihn erleben ließ, wieviel wertvoller die Liebe des Menschen ist als alles andere, hat ihn gerettet. Ohne diese göttliche Liebe wäre auch er verloren gewesen, denn „wer zerreißt aus eigner Kraft Der Gelüste Ketten?"

All diese Gedanken aber faßt der Schlußchor noch einmal zusammen: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis; Das Unzulängliche, Hier wird's Ereignis; Das Unbeschreibliche, Hier ist's getan; Das Ewig-Weibliche Zieht uns hinan". Diese vergängliche Welt, die uns umgibt, deren Glieder wir sind, ist nicht die eigentliche Welt; sie ist nur die Erscheinung, das Gleichnis einer höheren, ewigen Welt; sie ist nur das Gewand der Gottheit;

sie ist nur der farbige Abglanz eines unvergänglichen Lebens. Wir müssen nur die Augen aufmachen, dann sehen wir den Abglanz dieses Ewigen überall in dieser Endlichkeit hindurchleuchten und lernen alles Vergängliche als Hinweis auf ein Unvergängliches begreifen, am tiefsten und überwältigendsten aber in den Taten hingebender Liebe. Daß es reine, selbstlose Liebe gibt in dieser Welt, beweist uns: diese Welt kann nicht des Teufels sein, sie ist herausgeboren aus göttlicher Liebe, sie ist „ewigen Liebens Offenbarung, Die zur Seligkeit entfaltet.“ Und diese ewig-weibliche Macht der Liebe in Gott zieht jeden nach oben, der, wie Faust, „immer strebend sich bemüht.“

8. Weltanschauung.

In der heutigen, letzten Vorlesung will ich Ihnen einen Begriff davon geben, mit welchem Recht man Goethes „Faust" ein Menschheitsbuch nennt. Das Eine ist Ihnen wohl durch die bisherigen Vorlesungen deutlich geworden: der „Faust" ist in jeder Zeile durchaus persönliches Bekenntnis Goethes, der Ausdruck seines Wesens und Daseins, die künstlerische Offenbarung alles dessen, was dieser Mensch in seinem langen, reichen Leben äußerlich und innerlich erlebt hat. Diese Dichtung ist aber auch zugleich in jeder Zeile deutsch empfunden, herausgeboren aus deutschem Fühlen und Denken, deutscher Welt- und Lebensanschauung und ist darum in keinem anderen Volke so, wie sie ist, möglich und denkbar.

Trotz dieser doppelten Bedingtheit aber, daß dies Buch ein persönliches und ein deutsches Bekenntnis ist, ist es doch zugleich auch ein Werk, das uns immer und überall, wo wir uns auch darein vertiefen, hinausführt über die Schranken des individuellen und nationalen Daseins in das allgemein Menschliche. Jeder, der den „Faust" liest, hat das Gefühl, daß hier Anschauungen und Gedanken gestaltet sind, die alle Menschen in gleicher Weise angehen, daß dies Werk ein Menschheitsbuch ist.

Der Blick weitet sich hier überall vom Persönlichen ins allgemein Menschliche, vom beschränkten Einzel-Ich zu umfassendsten Menschheitsfragen.

Der „Faust“ hat in dieser Beziehung nur einen einzigen Nebenbuhler in der ganzen Weltliteratur: das ist Dantes „Göttliche Kömödie“. Von ihr gilt genau dasselbe, daß sie persönliches und nationales Bekenntnis und zugleich Menschheitsbuch ist. Diese beiden großen Kunstwerke sind aber in dieser ihrer Eigenart außerordentlich ähnlich den heiligen Schriften, wie sie die großen Weltreligionen geschaffen haben: die indische Religion in den Veden, die parsische Religion in dem Zend-Avesta des Zarathustra, der Mohamedanismus im Koran und das Christentum in der Bibel. Alle diese sog. heiligen Schriften sind gleichfalls Menschheitsbücher, und sie sind doch Schöpfungen einzelner Menschen, die das offenbarten, was sie gedacht, erlebt und empfunden, und sie sind endlich zugleich auch herausgeboren aus der Geschichte und den Schicksalen der Völker, in denen sie entstanden. Trotzdem sie aber von einzelnen Menschen und Angehörigen bestimmter Völker erlebt und geschaffen sind, behandeln sie doch Fragen, die alle Menschen angehen.

Dasselbe gilt auch vom „Faust“.

Solche Menschheitsbücher sind nun niemals gemacht, sie sind nicht erkünstelt oder erklügelt, sie sind nicht verstandesgemäß und absichtlich hergestellt. Es sind vielmehr Werke, die unabsichtlich gewachsen sind, die mit so innerlicher Notwendigkeit, gleichsam von selbst, geworden sind, wie ein Baum, der jedes Jahr ein neuen Ring ansetzt, der immer wieder neue Blätter und Blüten

treibt, weil er nicht anders kann, als sein Leben so zu entfalten. Alle diese Werke, vor allem jene heiligen Schriften, sind darum der Niederschlag einer langen Geschichte. Die Bibel brauchte etwa 1½ Jahrtausende, ehe sie fertig war. So sind auch diese beiden Kunstwerke — Goethes „Faust" und Dantes „Göttliche Komödie" — die Schöpfungen eines langen, inhaltreichen Lebens. In diesen Büchern fand das seine künstlerische Form, was ihre Schöpfer in ihrem Leben innerlich erregte, beglückte und peinigte, erhob und niederdrückte.

Nun erheben diese Menschheitsbücher, gerade weil sie mit Naturnotwendigkeit geworden und gewachsen und nicht bewußt gemacht sind, einen ganz besonderen Anspruch, nämlich den, daß sie Offenbarungsbücher sind. „Wir sehnen uns nach Offenbarung", dies Wort entflieht den Lippen Faustens. Diese Sehnsucht aber wird von jenen Büchern gestillt. Ihre Schöpfer fühlen sich als die Gefäße göttlicher Gedanken, die sie nur auszusprechen berufen sind, die sie aber garnicht von sich aus erklügelt oder erdacht haben. Zum Beweise dafür will ich Ihnen ein Wort Goethes anführen, das Sie in seinen „Gesprächen mit Eckermann" finden. Er hat sich da am Ende seines Lebens, als er den „Faust" ziemlich abgeschlossen hatte, folgendermaßen ausgelassen: „Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folgen hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu

empfangen und zu verehren hat. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig erfundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses." So fühlen sich diese großen Geister als bloße Gefäße und Träger gegenüber dem, was sie der Menschheit schenken. Es ist nicht ihre Gabe, es ist die Gabe eines Höheren, der durch sie spricht: das ist das Bewußtsein, das Sie immer wieder in den Bekenntnissen der Menschheitsführer bestätigt finden.

Ein Menschheitsbuch ist der „Faust" aber weiter auch dadurch, daß ihm nichts Menschliches fremd ist. Was Menschen gehofft und erstrebt, geliebt und gehaßt, gelitten, gedacht und erlebt haben: der ganze Inhalt des Menschenlebens tritt uns hier entgegen und hat in diesem Wunderwerke seinen Niederschlag gefunden. Es gibt kaum ein Gebiet menschlichen Lebens, das im „Faust" nicht irgendwie berührt wäre: Kunst, Wissenschaft, Philosophie, Sittlichkeit, Religion, Rechts- und Staatsleben, Beruf und Handwerk, Wirtschaft und Handel, Politik und Krieg, Natur und Kulturarbeit, die Entwicklung der Natur und die Geschichte der Menschheit in den letzten 3000 Jahren, — immer wieder staunt man über den unermeßlichen Reichtum dieses Buches an Anschauungen und Gedanken.

Dazu kommt die fast unübersehbare Fülle von Gestalten und Charakteren: breit und bis ins einzelne ausgeführt die einen, skizzenhaft, aber doch lebenswahr, fest umrissen die andern. Hier tut sich eine Welt vor einem auf, in deren unerschöpflichen Reichtum man sich mit

immer größerer Bewunderung vertieft, je besser man sie kennen lernt.

Und endlich: zu dem Meer von Gedanken und Gestalten gesellt sich eine ebenso unermeßliche Fülle von Lebensregungen und Stimmungen, die wir alle nacherleben können. Liebe und Haß, Erkenntnisdrang und Genußsucht, Heiligkeit und Sünde, Schönheit und Häßlichkeit, Frömmigkeit und Aberglauben, Ehrfurcht und Spottsucht, Hoffnung und Verzweiflung, Eigennutz und Opferwille, Reinheit und Gemeinheit, Vernunft und Sinnlichkeit, und hundert andere. Wahrhaftig! Nichts Menschliches ist diesem wunderbaren Werke fremd.

So finden denn auch die verschiedensten Welt- und Lebensanschauungen hier ihren oft meisterhaften Ausdruck: Optimismus und Pessimismus, Individualismus und Sozialismus, Pantheismus und Pansatanismus, Materialismus und Idealismus bis zum Solipsismus, Christentum und Heidentum, Katholizismus und Protestantismus, Ästhetizismus und Ethizismus. Es würde viele Vorlesungen erfordern, wollte man das alles ausführen.

Auf einen Punkt aber will ich noch eingehen. Ein Menschheitsbuch ist der „Faust" vor allen Dingen auch dadurch, daß er ein Erlösungsbuch ist. Diese ganze große, bunte Fülle menschlichen Lebens, die er vor uns ausbreitet, in einer ganz überraschenden Vielseitigkeit der künstlerischen Formen und des sprachlichen Ausdrucks, ist nicht nur um ihrer selbst willen da, sie ist nicht bloß ein Spiel der Einbildungskraft, zu unserem Ergötzen hingestellt. Wenn man sich vielmehr aufmerksam hineinliest in dies Werk, merkt man sehr bald: diese ganze

Fülle von Gestalten, Ereignissen und Stimmungen steht unter einer einheitlichen, in sich geschlossenen Gesamtstimmung, die dazu angetan ist, uns Richtlinien zu geben für unser Leben. Aus diesem Buche strömt unwiderstehlich die Kraft in uns über, uns dazu zu befähigen, mit dem Leben fertig zu werden, seine Hemmungen und Widerstände, Sünden und Nöte zu überwinden, seiner Erschütterungen und Versuchungen Herr zu werden, uns mit ihm innerlich auseinander zu setzen, uns kein X für ein U zu machen, sondern dem Leben, wie es ist, mit allen seinen Härten und Abgründen, seinen Rätseln und Widersprüchen, in die Augen zu sehen und doch nicht zu versinken, vielmehr den Kampf mit ihm aufzunehmen und innerlich frei zu werden ihm gegenüber. Aus dem Verstricktsein in Sorge und Sünde, in Leid und Finsternis erlöst uns dies Buch zur „Klarheit" Gottes und seliger Gemeinschaft mit ihm, sodaß wir zum Schluß mit den Engeln singen können: „Die sich verdammen, Heile die Wahrheit; Daß sie vom Bösen Froh sich erlösen, Um in dem Allverein Selig zu sein."

Nun kann ich natürlich nicht daran denken, Ihnen das alles, was ich eben andeutete, im einzelnen zu erläutern. Aber ich will Ihnen wenigstens in ganz kurzen Umrissen ein Bild zu entwerfen versuchen von der Weltanschauung dieser großen Dichtung, d. h. von der besonderen Art, in der Goethe hier zu all den tiefsten Fragen, die der Menschen Herzen von je berühren, den Fragen nach Wesen und Wert der Welt und dem Sinn des Lebens und der Aufgabe, die uns Menschen gestellt ist, Stellung nimmt. Ich will dabei das, was ich darstelle, möglichst mit den Worten des „Faust" selber sagen, um ihnen die

Möglichkeit zu geben, das Gesamtbild, das ich entwerfe, an der Dichtung nachzuprüfen.

Wie denkt sich Goethe die Welt und ihr Wesen? Was antwortet er auf diese Frage im „Faust“?

Sein Hauptgedanke tritt uns sofort klar im „Prolog im Himmel“ entgegen. Er sieht als das Wesen der Welt ein ewiges Werden an. Gott selber nennt die Welt: „Das Werdende, das ewig wirkt und lebt“, und Faust nennt sie gelegentlich „die wirkende Natur“. Diese ewig werdende und wirkende Welt birgt eine unerschöpfliche, unerhörte, unüberwindliche Lebenskraft in sich. Sie erinnern sich jener widerwilligen Worte des Teufels, in denen er zähneknirschend zugibt, wie wenig er dieser Schöpferkraft zu Leibe kann: „Und dem verdammten Zeug, der Tier- und Menschenbrut, Dem ist nun garnichts anzuhaben. Wieviele hab' ich schon begraben! Und immer zirkuliert ein neues, frisches Blut. So geht es fort, man möchte rasend werden! Der Luft, dem Wasser, wie der Erden Entwinden tausend Keime sich, Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!“ Dieses rastlose Schaffen und Gestalten bringt uns Goethe in ganz wunderbarer Weise zur lebendigsten Anschauung in der Gestalt des Erdgeistes, dem er die prachtvoll malenden Worte in den Mund legt: „In Lebensfluten, im Tatensturm Wall' ich auf und ab, Webe hin und her! Geburt und Grab, Ein ewiges Meer, Ein wechselnd Weben, Ein glühend Leben, So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit, Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.“ Diese Welt, die uns umgibt mit ihrem Formen- und Farbenreichtum, mit ihrer Gestalten- und Ereignisfülle, ist der Gottheit lebendiges Kleid, das immer wieder

neu gewebt wird von jenen geheimnisvoll schaffenden Kräften, die Goethe mit dem schönen, bildhaften Wort „Mütter" bezeichnet. Es sind jene Kräfte, die „im tiefsten allertiefsten Grund" schaffen und wirken, und die den tief verborgenen, göttlichen Sinn der Welt in immer wieder neuen Formen und Gestalten sinnlich sichtbar erscheinen lassen: „Gestaltung Umgestaltung, Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung."

Danach scheint Goethes Anschauung die zu sein, daß in der Welt alles in ewigem Fluß begriffen ist, „in schwankender Erscheinung schwebt", sich immer wieder neu und anders gestaltet, daß ewige Unruhe, ewiger Kampf, ewige Änderung und Umgestaltung das Wesen der Welt ist. Aber das ist nur Schein. Das gilt nur von der Oberfläche der Welt, damit treffen wir nicht ihren Grund, ihren Kern. Das wahre Wesen der Welt ist nicht Unruhe. Hinter all dieser Unruhe der Oberfläche, die uns umgibt, sieht Goethe ein Reich ruhigen Seins, einen ewigen, dauernden, unveränderlichen Sinn göttlicher, „dauernder Gedanken". Sie gilt es zu erfassen, nach Gottes eigener Weisung: „Und was in schwankender Erscheinung schwebt, Befestiget mit dauernden Gedanken". Also Ruhe, nicht Unruhe; Ausgeglichenheit und Einklang, nicht Widerstreit und Gegensätzlichkeit; Ordnung, nicht Unordnung; Vernunft und Gesetzmäßigkeit, nicht Unvernunft und Willkür: das ist der Kern der Welt. Das muß sogar der Teufel selber zugeben, wenn er widerwillig sagt: „Was sich dem Nichts entgegenstellt, Das Etwas, diese plumpe Welt, So viel als ich schon unternommen, Ich wußte nicht ihr beizukommen, Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand, Geruhig bleibt am Ende Meer und

Land!" Es ist dieselbe Sache mit der Welt wie mit dem Meere. Die größten Stürme wühlen das Meer nur wenig unter der Oberfläche auf, tiefer ist alles ruhig: so zeigt auch nur die Oberfläche der Welt eine ewige Unruhe, ein ewiges Kämpfen und Streiten, aber dahinter liegt das Reich ewiger Ruhe, dauernder Gedanken.

Wir müssen also unterscheiden zwischen einer doppelten Welt: der Welt, die unsere Sinne umgibt, der Welt der Erscheinungen, und der Welt, die wir nur mit unserem Denken und Wollen erfassen, die unsere Wissenschaft und Philosophie uns nahe bringen, in der uns der Weltgrund entgegentritt. In der Welt der Sinne, der Erscheinungen, wird alles, wie es im Liede der Erzengel heißt, „fortgerissen In ewig schnellem Sphärenlauf", da „wechselt Paradieseshelle Mit tiefer, schauervoller Nacht", der göttliche Weltgrund aber wird davon nicht berührt. Da herrschen Ruhe und Licht, und die Engel können staunend verkünden: „deine Boten, Herr, verehren das sanfte Wandeln deines Tags".

Doch warum bleibt trotz aller Unruhe der Oberfläche die Tiefe der Welt so „geruhig"? Weil alles, was ist, alles, was in der Natur wirkt und lebt, „seine vorgeschriebene Reise vollendet". Es wirkt und betätigt sich also nach ganz bestimmten, unabänderlichen, „vorgeschriebenen" Gesetzen, Gesetzen, die, weil sie mathematisch bestimmbar sind, die Vernunft selber bedeuten. Eine ewige Vernunft, eine unabänderliche, denknotwendige Ordnung beherrscht alles Geschehen in der Welt. Was unsere Wissenschaft tut, ist weiter nichts anderes, als daß sie diese ewige Vernunft und Ordnung zu ergründen

und darzustellen sucht. Das wäre doch unmöglich, wenn in der Welt Willkür und Unordnung herrschte. Das ist nur Schein und Sinnentrug.

Dann ist aber die Welt ihrem tiefsten Wesen nach nicht etwa ein Durcheinander und Nebeneinander von Stoffen und Kräften, also eine Art riesenhafter Sandhaufen, in dem kein Sandkorn das andere etwas angeht, sondern sie ist eine einzige, große Einheit, ein lebendiges Gebilde, genau so wie unser Körper ein sinnvolles Ganzes, eine in sich geschlossene Einheit ist. Unser Körper besteht aus Millionen und Abermillionen von Zellen, jede hat ihre besonderen Aufgaben und Verrichtungen, und sie alle wirken doch einheitlich in einem Zweckverbande zusammen und ermöglichen das Spiel des Lebens. Diese große Erkenntnis müssen wir auf die Welt übertragen. Auch in ihr ist alles Einzelne aufeinander angewiesen, ist alles in den Dienst des Ganzen gestellt, auch die Welt im ganzen bildet einen einzigen, großen Zweckverband, in dem sich alles zum Ganzen in schönem Einklang zusammenschließt. Mit prachtvollen Worten gibt Faust dieser Erkenntnis Ausdruck: „Wie alles sich zum Ganzen webt, Eins in dem andern wirkt und lebt! Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen Und sich die goldnen Eimer reichen! Mit segenduftenden Schwingen Vom Himmel durch die Erde dringen, Harmonisch all das All durchklingen!" Im Weltgrunde löst sich aller Mißklang in Einklang auf, aller Streit in Frieden, alle Unordnung und Unvernunft der Oberfläche in Ordnung und Vernunft.

Daß das wirklich so ist, dafür haben wir selbst in dieser Welt der Erscheinung und der Unruhe einen Beweis.

Denn wenn sie uns auch oft mit Schreck und Grauen schüttelt, wenn wir auch oft mit Lynceus stöhnen: „Welch ein greuliches Entsetzen Droht mir aus der finstern Welt", eins kann auch der trübste Sinn nicht bestreiten, daß diese Welt eine Offenbarung überwältigender Schönheit ist. Man mag sich zur Welt stellen, wie man will, man mag sie selbst verwerfen als grundschlecht, eines wird auch der größte Weltschmerzler nicht leugnen können: die Welt ist unendlich schön. Jeder Tag zeigt dem empfindenden Auge immer neue Schönheiten. Gerade Goethe ist einer von denen gewesen, dessen schönheitstrunkene Augen die Schönheit der Welt beglückt und dankbar ihr ganzes Leben lang genossen haben. Und am Ende seines langen Lebens — diese Worte im „Faust" gehören zu dem letzten mit, was Goethe überhaupt geschrieben hat — legt er dem Lynceus jenes wundervolle, schöne Lied in den Mund, in dem er sein ganzes Dank- und Glücksgefühl ausströmen läßt: „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt, Dem Turme geschworen Gefällt mir die Welt. Ich blick' in die Ferne, Ich seh' in der Näh', Den Mond und die Sterne, Den Wald und das Reh. So seh' ich in allen Die ewige Zier, Und wie mir's gefallen, Gefall' ich auch mir. Ihr glücklichen Augen, Was je ihr gesehn, Es sei, wie es wolle, Es war doch so schön!" So singt ein Mensch am Ende eines langen und an Erleben reichen Lebens: „Ihr glücklichen Augen, was je ihr gesehn, es sei wie es wolle, es war doch so schön." Es gilt nur eben, wie der Türmer Lynceus die Welt von hoher Warte aus zu betrachten und nicht am Einzelnen kleben zu bleiben. Dann wird sich uns auch „der Schönheit Quelle reichlichstens erschließen", dann wird uns

die Welt nicht mehr „nichtig und unerschlossen", sondern „wünschenswert, gegründet, dauerhaft" erscheinen. Die Welt könnte garnicht so schön sein, sie könnte garnicht unseren Augen immer wieder wie ein Paradies vorkommen, wenn diese Schönheit der Welt nicht der Abglanz wäre einer unendlich tiefen, inneren, geistigen Schönheit, die im Weltgrunde liegt. So können wir gewiß sein, daß wir im „farbigem Abglanz" wirklich „das Leben haben", daß wir durch ihn hineinsehen können in die göttliche Tiefe der Welt.

Und noch ein Weiteres ist Goethe aufgegangen. Die Welt, die uns umgibt, und unsern Sinnen offensteht, die auf uns oft genug einen so furchtbaren Eindruck macht, zeigt nicht nur einen so überwältigenden Willen zur Schönheit, daß fast jedes Gebilde, selbst der tote Stein sich schmückt mit Schönheit in Form und Farbe, diese Welt enthüllt uns noch einen anderen Willen: den Willen zur Liebe. Damit weist Goethe auf das Tiefste, was sein Erleben und sein Nachdenken über die Welt ihn hat finden lassen. Die Schöpferkraft, die sich überall rastlos in der Welt betätigt, ist nicht nur eine „ewig rege", sie ist auch eine „heilsam schaffende", wie Faust dem Mephistopheles zu Gemüte führt. Der Pater Profundus (Bernhard von Clairvaux) nennt sie „die allmächtige Liebe, Die alles bildet, alles hegt", und Gott selber verkündet am Anfang: „Das Werdende, das ewig wirkt und lebt, umfass' Euch mit der Liebe holden Schranken". Selbst die zerstörenden Naturgewalten: Blitz, Sturm und Wasserfluten werden „Liebesboten" genannt: „sie verkünden, Was ewig schaffend uns umwallt". So sieht Goethe die Welt an als „Ewigen Liebens Offenbarung,

Die zur Seligkeit entfaltet". Er nennt Gott in dem herrlichen Glaubensbekenntnis Fausts gegenüber Gretchen den „Allumfasser, den Allerhalter", der „in ewigem Geheimnis unsichtbar sichtbar" neben und in uns lebt und webt, der alles Leben mit gleicher Liebe umschließt, unsere „Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser", wie uns selbst.

Vor allem aber hegt und trägt diese göttliche Liebe uns Menschen. Wir sind nicht verloren in einer toten und kalten Welt. Für Goethe ist die Welt ein „heiliger Liebeshort", in ihr sieht er göttliche Liebe von oben her teilnehmen an uns, an unserem Leben, an unserem Schaffen und Werden, trotz unserer Schwächen und all unseres Irren s. Was der Herrgott von Faust sagt, gilt auch von uns: „Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient, So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen. Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt, Daß Blüt' und Frucht die künft'gen Jahre zieren".

Wer eine solche Weltanschauung sein eigen nennt, der wird auch einstimmen können in den Lobgesang der Engel am Schlusse des Faust: „Heilige Gluten! Wen sie umschweben, Fühlt sich im Leben Selig mit Guten". Wer sich so zur Welt stellen kann trotz allem Bösen und Leidvollen, das in ihr ist, wer in ihr ein Werk Gottes und nicht des Teufels oder blinder Kräfte zu sehen vermag, der wird mit den Engeln singen können: „Der Anblick gibt den Engeln Stärke, Da keiner Dich ergründen mag, Und alle Deine hohen Werke Sind herrlich wie am ersten Tag". Ein solcher Mensch wird sich nicht vermessen, die unergründlichen Geheimnisse des Weltgrundes erfassen zu wollen; er wird sich in ruhiger Verehrung

des Unerforschlichen mit dem farbigen Abglanz des göttlichen Lebens begnügen.

Aber diese Weltanschauung und die Seligkeit, das Vertrauen und die Gemütsruhe, die daraus quillt, wird keinem Menschen in die Wiege gelegt. Das Leben ist nicht darnach angetan, daß man von selbst zu einer solchen Weltanschauung käme. Im Gegenteil: es bedarf heißen, bitteren Kämpfens und Ringens, ehe man sie sich zu eigen machen kann. So läßt denn Goethe denselben Lynceus, dem er die herrlichen Worte von der Schönheit der Welt in den Mund legt, auch singen: „Nicht allein mich zu ergetzen, Bin ich hier so hoch gestellt; Welch ein greuliches Entsetzen droht mir aus der finstern Welt". Und verzagte Gemüter, oder solche, die viel Leid erfuhren, halten es vielleicht lieber mit den Mitternachtsgeborenen: „Das ist mächtig anzuschauen, Doch zu düster ist der Ort, Schüttelt uns mit Schreck und Grauen, Edler, Guter, laß uns fort!"

Goethe gehört nicht zu den Menschen, die sich selbst eine Welt schönen Scheins aufgebaut haben, die dann in dieser Phantasiewelt leben und glauben, sie wäre die wirkliche. Er hat vielmehr der wirklichen Welt tief in die Augen gesehen, und eben darum vergegenwärtigt er im „Faust" nicht nur den Weltgrund mit seiner seligen Ruhe und Schönheit und Liebe, er zeigt uns auch die Welt der Sinne, die uns umgibt, mit geradezu erschreckender Klarheit und Ungeschminktheit. Wir haben die ganze Goethesche Weltanschauung erst dann, wenn wir auch diese zweite Seite der Welt scharf und ehrlich ins Auge fassen.

Faust nennt diese Welt der Erscheinung eine Trauerhöhle. Sie ist ihm eine Scheinwelt, die uns nur „mit

Lock- und Gaukelwerk umspannt", mit dem „Blenden der Erscheinung sich an unsre Sinne drängt" und uns „mit Blend- und Schmeichelkräften in diese Trauerhöhle bannt". Sind denn nicht alle sog. Güter, die diese Welt spendet, im letzten Grunde vergängliche Scheingüter, wertlose Einbildungen? Bei welchem Gut hat denn der Mensch die Sicherheit, es dauernd und unverlierbar festhalten zu können? Eine Zeit, wie die heutige, hat wohl auch dem Blindesten die Augen über die Unbeständigkeit irdischer Güter geöffnet.

Aber weiter! Ist unser Leben nicht mit unendlichem Leid erfüllt? Wer weiß heute nicht ein Lied davon zu singen? Sind nicht jene vier Gewalten, die auch Faust bedrängen, die Herren unseres Daseins: Mangel, Not, Sorge und Schuld? Und gehört zu diesen Leiden nicht auch vor allen Dingen das innere Leid, jener innere Zwiespalt zwischen Wollen und Sollen, zwischen unserem Streben nach Unendlichkeit im Erkennen, Genießen und Wollen und der Beschränktheit unserer Endlichkeit? Gibt es etwas Niederdrückenderes und Lähmenderes als die immer erneute Einsicht, daß unser Streben ins Unendliche niemals befriedigt, unsere tiefste Sehnsucht niemals erfüllt werden kann? Können wir nicht alle aus vollem Herzen Faust nachfühlen, wenn er ausruft: „Den Göttern gleich ich nicht! Zu tief ist es gefühlt; Dem Wurme gleich ich, der den Staub durchwühlt; Den, wie er sich im Staube nährend lebt, Des Wandrers Tritt vernichtet und begräbt". Und wie peinigt uns der Widerstreit zwischen Wollen und Können! Was nehmen wir uns nicht alles vor, wie unendlich viel Hoffnungen, wie unendlich viel Entwürfe machen wir uns im Laufe des

Lebens, und wie kläglich wenig können wir davon wirklich ausführen! „Der Gott, der mir im Busen wohnt, Kann tief mein Innerstes erregen; der über allen meinen Kräften thront, Er kann nach außen nichts bewegen“. Diese Erfahrung Fausts machen wir alle mehr oder weniger. Und zum Unvermögen kommt noch das Meer des Irrtums, in dem wir oft steuerlos segeln: „Es irrt der Mensch, solang' er strebt“.

So faßt sich für Faust die ganze Pein dieses Erdenlebens in dem einen Worte: „Entsagung“ zusammen: „Was kann die Welt mir wohl gewähren? Entbehren sollst Du! sollst entbehren! Das ist der ewige Gesang, der jedem an die Ohren klingt, Den, unser ganzes Leben lang, Uns heiser jede Stunde singt“.

Das alles ist darum so unerträglich, weil wir Menschen eben nicht nur Augenblickswesen sind, wie die Tiere, die sich mit dem Genuß des Augenblickes begnügen, sondern weil wir zugleich die Sehnsucht nach Freiheit, Unendlichkeit, Geistigkeit und Ewigkeit haben: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust, Die eine will sich von der anderen trennen; Die eine hält, in derber Liebeslust, Sich an die Welt mit klammernden Organen; die andere hebt gewaltsam sich vom Dust Zu den Gefilden hoher Ahnen“. Ist es denn nicht unser Schicksal, daß sich unser „Geist, verworren, kalt, Verquält in stumpfer Sinne Schranken, Scharfangeschlossnem Kettenschmerz?“ Empfinden wir nicht oft genug unser leibliches Dasein wie ein Gefängnis, in das wir unentrinnbar gebannt sind? Ist nicht die Macht unserer Triebe fast unüberwindlich? Gilt nicht von uns allen: „In die Schwachheit hingerafft Sind sie schwer zu retten; Wer zerreißt aus eigner Kraft

Der Gelüste Ketten? Wie entgleitet schnell der Fuß Schiefem, glattem Boden? Wen betört nicht Blick und Gruß, Schmeichelhafter Odem?" Entringt sich uns nicht allen dann und wann einmal Fausts Seufzer: „O wär' ich nie geboren!?" Und wird nicht all unser Elend vertausendfacht dadurch, daß uns der „Schein des Himmelslicht gegeben" ist, daß wir unsere Not erkennen und daß wir gut und böse zwar unterscheiden, aber doch ständig straucheln und irren?

Was kann das Ergebnis eines solchen Daseins anders sein, als tiefste Unbefriedigung?

Aber gerade in dieser Unbefriedigung sieht Goethe unsere Rettung. Gerade in dem, was, oberflächlich gesehen, die tiefste Pein unseres Daseins ausmacht, sieht Goethe den größten Segen, das beste Gottesgeschenk, das uns überhaupt geworden ist. Denn Goethe ist der Überzeugung: die größte Gefahr, die uns Menschen droht, ist das Verlangen nach sattem Behagen und Genuß. Es macht den Menschen zum Tiere: das erleben wir in Auerbachs Keller, wo die Studenten in der wüsten Kneipszene singen: „Uns ist ganz kannibalisch wohl Als wie fünfhundert Säuen!" Genußgier macht den Menschen zum Teufel: schaudernd erleben wir das in der Gretchentragödie. Vergnügungssucht lähmt im Menschen alles Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl: wir sehen das am Kaiser und seinem ganzen Hofstaat und erleben das Unglaubliche, wie eine oberflächliche, vergnügungstolle, verfaulte Gesellschaft am Vorabend des Zusammenbruchs sich einem rasenden Vergnügungstaumel hingibt. Aber selbst, wo der Mensch sich höheren Genüssen hingibt, so wie Faust mit Helena in Arkadien

ein einzig dem Genuß des Schönen in Natur und Kunst geweihtes Dasein lebt, Fausts eignes, hartes Urteil besteht doch zu recht: „Genießen macht gemein". Denn das Ergebnis solch satten Behagens und bloßen Genußlebens ist kein anderes, als es Mephistopheles dem Faust bereiten möchte: „Staub soll er fressen, und mit Lust." „Er soll mir zappeln, starren, kleben", bis er im Schmutz des Daseins versinkt. In dieser Gefahr aber des Erschlaffens des Höchsten und Wertvollsten, was der Mensch besitzt: seines Strebens „zum höchsten Dasein", befinden wir uns alle. Der Herrgott hat recht, wenn er sagt: „Des Menschen Tätigkeit kann all zu leicht erschlaffen, Er liebt sich bald die unbedingte Ruh".

Gott aber hat den Menschen zu etwas Höherem geschaffen als zu bloß tierischem Dasein und tierischem Glück. Das Ziel, das den Menschen gesteckt ist, läßt Goethe die Engel mit den Worten aussprechen: „Daß sie vom Bösen Froh sich erlösen, Um in dem Allverein selig zu sein." Das geschieht aber nur, wenn wir uns bemühen „zum höchsten Dasein immerfort zu streben."

Nicht mühelos fällt uns dies höchste Dasein, diese Seligkeit im Allverein verklärter Geister in den Schoß, denn Wert hat nur das, was wir uns errungen und erkämpft haben. Darum steht nach Gottes Plan und Willen diese Welt der Erscheinung unter der Herrschaft des Mephistopheles. Er ist der Inbegriff und die Verkörperung alles Elends und aller Not, alles Bösen und Gemeinen, alles Sündhaften und Häßlichen in dieser Welt. Und wenn manche zaghaften Gemüter fragen: warum hat Gott denn die Welt so furchtbar hart geschaffen? dann gibt Goethe die Antwort: weil die Menschen zu Höherem

geboren sind als dazu, bloße Tiere zu sein, weil sie sich „zur Seligkeit entfalten“ sollen, darum muß die Welt schwer und hart sein. Denn nur dann entwickelt sich das, was göttlich im Menschen angelegt ist, sowie das Gold nur im Feuer geläutert werden kann. Nicht wenn er sich faul aufs Ruhebett legt, sondern wenn er ringt und ankämpft gegen tausend Hemmungen, kann er „Gottähnlichkeit“ erreichen. Darum darf auch dieser Druck während des Erdenlebens niemals aussetzen, und, wie Faust, sind wir alle auf Erden dem Mephistopheles preisgegeben: „Solang' er auf der Erde lebt, So lange sei dir's nicht verboten.“ Diese Erde wird nie ein Paradies sein. Es wäre der Untergang der Menschheit in sittlicher Fäulnis, wenn der Traum des Schlaraffenlandes je Wirklichkeit würde. Denn Übel und Schuld sind notwendig, um den Menschen vor sittlicher Erschlaffung zu bewahren und ihn über sich selber hinauszuführen: „Des Menschen Tätigkeit kann allzuleicht erschlaffen, Er liebt sich bald die unbedingte Ruh; Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu, Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen“. Das Schaffen ist hier zu betonen. An sich vernichtet der Teufel; Übel und Leid, Schuld und Sünde sind zerstörende Mächte im Leben, und wehe dem Menschen, der sich ihnen ausliefert. Aber trotzalledem: es sind doch im letzten Grunde, wenn auch gegen ihren Willen, schaffende Mächte, und zwar dadurch schaffend, daß sie durch die Not, die sie bereiten, den Willen reizen und anstacheln. Der Mensch, der Leid erfährt, strengt sich an, um sich davon zu befreien; der Mensch, der irgend etwas auf dem Gewissen hat, müht sich, das, was er verschuldet, wieder gut zu machen. So ist Mephistopheles

„ein Teil von jener Kraft, Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“ Die göttlichen Kräfte werden gerade dadurch, daß uns dieser Geselle an die Seite gestellt ist, im Menschen wach. So sieht Goethe auch im Bösen und im Leid, die für so viele Menschen Anlaß zum Trübsinn und zur Verzweiflung sind, nichts anderes als Gottes „Liebesboten“. Alles ist eingeordnet in Gottes Weltplan, der den Menschen durch Schuld und Leid hindurch zur Sehnsucht nach Klarheit und Seelenschönheit führt, der „die bessere Seele“ in ihm wach werden läßt, die Kräfte der Vernunft zum Widerstreit in ihm aufruft und ihn „in seinem dunkelen Drange“ sich immer wieder „des rechten Weges bewußt“ werden läßt.

Dieser dunkle Drang, der gerade durch die Macht des Bösen im Menschen wach gehalten wird, ist nichts anderes als die Sehnsucht nach dem Urquell, nach der Schönheit, Reinheit und Liebe des göttlichen Weltgrundes. Diese Sehnsucht nach Gott ist in uns allen angelegt, sie ist das Himmelslicht in uns, das göttliche Geschenk und Unterpfand zu unserer künftigen Vollendung und Seligkeit. Diese Sehnsucht ist es, die uns nicht zufrieden sein läßt mit dem Leben, wie es ist, die uns immer wieder nach Höherem ausblicken läßt. Sie ist die Quelle unseres tiefsten Glücksverlangens, daß wir uns niemals befriedigt fühlen von dem Augenblicksdasein, sondern streben, wie Faust strebt, nach dauerndem Glück.

Dieses Streben, dieser dunkle Drang, diese heiße Sehnsucht nach wahrer Befriedigung weisen und drängen uns nach oben. Freilich nicht mit unfehlbarer Sicherheit; es ist nicht so, als ob sie so eine Art Zauberkraft wären, auf die man sich unbedingt verlassen könnte. Es ist durch-

aus nicht so, daß jeder Mensch zur Klarheit kommen müsse. Nur der Mensch, der das Streben nach Klarheit und Vollendung Zeit seines Lebens nicht verliert, wird schließlich dieses Ziel erreichen.

Welches sind nun aber im einzelnen die Mittel, die uns Goethe angibt, um zu diesem Ziele zu gelangen? Das erste ist, daß wir immer besser lernen, die innere Unfreiheit zu überwinden. Wir Menschen werden alle unfrei geboren, aber wir sollen frei sein, und wir haben die Vernunft dazu bekommen, uns freizumachen. Die ganze Entwicklung der Fausthandlung zeigt uns, wie mannigfacher Art diese Unfreiheit sein kann. Die allgemeinste ist die Abhängigkeit von unseren Trieben und Stimmungen, die so stark sein kann, daß man sich willenlos, wie Faust, dem Verhängnis preisgibt: „Was muß geschehn, mag's gleich geschehn! Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen, Und sie mit mir zugrunde gehn!" Wie stark ist hier der Verzicht auf alle Freiheit sittlichen Wollens ausgesprochen und wie weit liegt das ab von Lessings Wort im „Nathan": „Kein Mensch muß müssen". Wie schwer wird es Faust, diese Übergewalt des Trieblebens zu überwinden! Wie sehr beherrscht ihn die Maßlosigkeit seines Wesens, die sich in seinem Erkenntnisstreben nicht weniger deutlich zeigt als in seiner Genußgier und seinem Machtverlangen! Wie lange dauert es, bis er die Grenzen menschlichen Vermögens erkennt und anerkennt, bis er bewußt sich fügen lernt in Gesetz und Maß, bis die Selbstbeherrschung und das schöne Maß zum Leitstern seines Lebens wird, bis das zur Erfüllung kommt, was ihm schon früh vor der Seele steht: „Entschlafen sind nun wilde Triebe, Mit jedem ungestümen

Tun; Es reget sich die Menschenliebe, Die Liebe Gottes regt sich nun". Erst, wenn man Anfang und Ende dieses Lebens vergleicht, erkennt man, wie hier alles aufs Ringen und Streben gestellt ist, wie das Ergebnis: „Schon ist er schön und groß Von heiligem Leben" ohne jenes unermüdliche Streben nicht erreichbar war, wie aber auch die Leiden dieses Lebens zu seiner Läuterung unentbehrlich waren. So kann man es verstehen, wie der Pater Ecstaticus (Ruysbroek) diese Leiden geradezu sehnsüchtig herbeiwünscht: „Pfeile durchdringet mich, Lanzen bezwinget mich, Keulen zerschmettert mich, Blitze, durchwettert mich; Daß ja das Nichtige Alles verflüchtige, Glänze der Dauerstern, Ewiger Liebe Kern".

Dazu aber, unser geistiges Leben zum Abbild jenes Weltgrundes zu machen, der der Grund aller Ordnung und Schönheit, aller Vernunft und Liebe ist, gelangen wir nicht, (das ist eine weitere, ernste, mächtige Mahnung, die uns Goethe gibt), durch bloßes Schauen, durch bloßes, kunstsinniges Genießen alles dessen, was die Welt Schönes bietet. Es ist ganz erstaunlich, daß Goethe es ist, der uns das sagt. Goethe ist Dichter, er lebt in der Welt der Kunst und des Schönen. Wir alle rechnen es doch zu den erhebendsten Stunden unseres Lebens, wenn irgend ein großes Kunstwerk so mächtig auf uns wirkt, daß wir ganz vergessen, was uns etwa drückt und quält, daß die ganze übrige Welt, sogar unser eigenes Ich für unser Bewußtsein versinkt, weil wir uns rein schauend verhalten. Selige Stunden sind das, wo alles Begehren und Wollen in uns schweigt. Nun sollte man denken, ein Künstler müßte im Schauen Anfang und Ende alles menschlichen Lebens und Strebens sehen. Teilhaben an der Welt

des Schönen müßte ihm als der wahre Weg zur Erlösung erscheinen. Aber Goethe urteilt anders: Faust gewinnt mit Helena kein dauerndes Glück. Gar bald entschwindet sie ihm wieder und lehrt ihn: „Daß Glück und Schönheit dauerhaft sich nicht vereint". Die Welt der Kunst ist eine große, herrliche Welt, und glücklich ist der, der den Zugang zu ihr gefunden hat, aber auch sie gibt nur eine Augenblickserlösung. In dem Augenblicke, wo der Rausch vorbei ist, wo die harte Wirklichkeit wieder ihr Recht an uns fordert, spüren wir wieder den ganzen Jammer und die Unbefriedigung unseres Daseins. Im Banne eines großen Kunstwerks fühlt jeder sich freier, reiner, glücklicher und besser. Aber ist er damit wirklich auch ein besserer und glücklicherer Mensch? Der nächste Augenblick schon kann ihn von dem Gegenteil überzeugen und ihm klar machen, daß jene Erhöhung seines Wesens nur ein Phantasieerlebnis, nur ein schöner Rausch war. In Wirklichkeit ist er dadurch keinen Schritt weiter gekommen. Das Schauen allein bringt uns unserem Ziele, „höchstes Dasein" zu erringen, nicht näher.

Das tut nur eins: Streben und Schaffen. Diese große Erkenntnis, den wertvollsten Ertrag seines reichen Lebens, legt Goethe Faust in den Mund: „Im Anfang war die Tat!" Und: „Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm." Nur im Schaffen liegt das wahre Glück. Solch wertvolles Schaffen aber ist auch die bescheidenste Arbeit, wenn sie treu und gewissenhaft und mit ganzer Seele und Hingebung getan wird. Das ist das einzige Mittel, durch das man wahrhaft frei wird von all dem, was uns drückt und quält. Die Erde ist kein Schlaraffenland und soll es nicht sein.

Auf ihr gilt vielmehr als oberstes Gesetz wahrhaften und wertvollen Menschentums: „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, Der täglich sie erobern muß.“ Je schwerer es ist, etwas zu leisten, je heißer der Kampf ist, je weniger wir uns „beruhigt aufs Faulbett legen“ können, um so mehr wächst unser innerer Wert, um so höher ist auch unsere Befriedigung, um so dauernder unser Glück.

Aber dies Streben nach höchster Vollendung und dauerndem Glück, das ja zunächst nur den Einzelmenschen angeht, hat doch seinen tiefsten Wert erst in dem, was es für die anderen Menschen bedeutet. Wer bei seinem Streben zum höchsten Dasein nur an sich dächte, huldigte doch nur einem verfeinerten Eigennutz. Den höchsten Wert erreicht ein Mensch erst, wenn ihn „Gemeindrang“ erfüllt, wenn er seine Kräfte und Fähigkeiten und sein persönliches Vervollkommungsstreben gern und willig in den Dienst der Gesamtheit stellt. Dies ist das höchste Ziel: „Hände verschlinget Freudig zum Ringverein, Regt euch und singet Heil'ge Gefühle drein. Göttlich belehret dürft ihr vertrauen, Den ihr verehret, Werdet ihr schauen.“ Erst wenn die Menschen alle ein „glühendes Liebesband“ umfaßte, wenn die Welt so ein „heiliger Liebeshort“ wäre, stünde die Menschheit am Ziele ihres Strebens. Dann würde von allen ihren Gliedern gelten, was die Mitternachts-Geborenen, die von der Not des Lebens verschont geblieben sind, singen: „Glücklich sind wir, allen, allen Ist das Dasein so gelind.“

Doch dies Ziel liegt in der Unendlichkeit. Nur langsam und schrittweise kommen wir Menschen ihm näher. Aber wenn es auch schwer und mühsam ist, wenn wir

auch immer wieder irren und straucheln, uns hält aufrecht die Zuversicht, daß redliches Wollen doch schließlich zum Ziele führt und tiefes Heimweh nach Hause kommen läßt. Denn „die allmächtige Liebe, die alles bildet, alles hegt", läßt uns durch ihre Engel verkünden: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen."

In diesem Wort faßt sich der tiefste Gehalt des ganzes Faustwerkes noch einmal zusammen. Im menschlichen Streben berühren sich Gottes Liebeswille und die menschliche Sehnsucht aufs innigste. Gottes Liebe zieht uns nach oben, indem sie die Sehnsucht in unsere Seele legte. Das ist das Letzte und Tiefste, was uns Goethe zu sagen hat. Er weiß, daß wir kein Recht haben, stolz zu sein auf das, was wir geschaffen; denn die göttliche Liebe hat uns diesen Drang nach oben gegeben, hat das Himmelslicht in uns angezündet, wodurch wir den Weg zu unserem Urquell finden können. Das letzte Wort ist nicht Verdienst, sondern Gnade: das ist Goethes echt protestantisches Bekenntnis. Wenn selbst ein Mensch wie Faust, der von sich sagen darf: „Es kann die Spur von meinen Erdentagen Nicht in Aeonen untergehn", dieser göttlichen Gnade bedarf, um wieviel mehr sind wir anderen ihrer bedürftig! Und dankbar können wir dieser göttlichen Liebe und Gnade uns getrösten, der Mahnung des Doktor Marianus gehorchend: „Blicket auf zum Retterblick, Alle reuig Zarten, Euch zu seligem Geschick Dankend umzuarten."

Inhaltsverzeichnis.

Druck von
E. Baensch jun., Magdeburg.

